Zahlheim.

Ein
Wiener Criminalroman.

Von

Adolf Bäuerle,
Verfasser des »Komischen Theaters« in 6 Bänden und der »Therese Krones«.

Vierter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1856.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Eine nächtliche Expedition.

Die Abendmahlzeit im Hause der Familie Legler war so gemüthlich, Judith so vergnügt unter diesen einfachen und biedern Bürgersleuten, daß sie sich wahrhaft glücklich fühlte.

Seit jener Zeit, in welcher sich Judith in dem Hause ihrer guten Eltern und Geschwister befand, verlebte sie keine so frohen, ungetrübten Stunden.

Welch ein Contrast!

Hier in dem Bürgerhause; Biedersinn, Herzlichkeit und Frohsinn, und dort an den Spieltischen, an welche ihr Gatte sie hinzog; Trug, Falschheit, wilde Leidenschaft und häufig Verzweiflung.

Judith war bei Vater und Mutter Legler so zutraulich und heimisch, als wenn sie schon jahrelang in diesem Kreise gelebt, und mit dem Alten und seiner Frau wie ein Glied der Familie verkehrt hätte.

»Ein Glaserl siebenundsechziger Petersdorfer müssen Sie noch trinken!« sagte der Alte. »Mein Sohn hat französischen Wein im Keller; er will immer, daß dieser heraufgetragen werden soll, und daß Sie von diesem trinken möchten, aber wenn Sie mich lieb haben, so bleiben's beim

Oesterreicher! — Ich weiß nicht, wie der verfluchte Franzos heißt, der sich den Kopf ins heiße Pech einwickeln laßt, dann mit den Füßen und mit dem Leib ins Eis muß, der, wenn man ihm nahe kommt, einen Knall macht, als wenn sich Einer erschossen hätt', und dann vor Wuth schäumt, wenn man ihn genießen will.«

»Champagner!« antwortete der Sohn; »werden Sie sich denn nie diesen Namen merken?«

»Ich kann den Namen von diesem Weine nicht behalten,« versetzte der Vater, »und trink' ich ihn — so kann ich den Wein auch nicht behalten; es wird mir gleich todtenübel d'rauf. Da ist der Petersdorfer ein anderer Kerl. — So ein alter Wein ist wie ein alter Mann, solid und ehrlich und treu, wenn man ihm noch so zusetzt, er halt bei Einem aus; indeß der Franzos immer auszureißen sucht!«

»Und jetzt nehmen Sie noch,« sagte die Mutter, »von dem Gugelhupf; der zergeht im Mund', so leicht ist er und doch ist wenig Germ dabei; den Gugelhupf hab' ich selbst abgetrieben, und Zibeben sind darin so groß wie die Kupferkreuzer.«

»So nöthige doch nicht immer!« ärgerte sich der Vater; »mir zu lieb' nehmen Sie aber dieses »Kappel« von der Torten; meine Frau hat »Vivat Judith!« darauf extemporiren lassen. Essen Sie zuerst das »Vivat« aus Mandeln, und dann die »Judith« aus »Zitternat!« Essen Sie sich aus Lieb' einmal selber, sonst beiß ich Ihnen hinein, wie in einen Marschanzkerapfel!«

»Zuletzt kommt ein Punsch!« meldete die Mutter. »Im Punschmachen bin ich Meisterin. Ich mach' ihn nach dem Recept vom englischen Reiter Hyam; — Sie, der ist heiklich beim Punsch! — Auch wie man auf englische Art

Beefsteaks zubereitet, hat er mir gelernt, bei ihm ist Alles echt englisch, sogar die Krankheit ist englisch, die seine Kinder haben.«

»Und auf den Punsch werden Sie sich zu Bett begeben!« sagte der Vater. »Sie schlafen bei meiner Frau im Zimmer und die ganze Nacht muß der Aufhackknecht vor der Thür Schildwach stehen, nur daß Ihnen nichts geschieht — Wenn meine Alte nach ihrer Gewohnheit schnarchen sollte, daß man es drei Häuser weit hört, dann dürfen Sie mir nur klopfen, dann schopp' ich ihr ein paar Leintücher ins Maul, da hört's gleich auf.«

»Warum nicht gar!« scherzte Judith. »Wenn die gute Mutter auch schnarchen sollte, ich würde nichts hören, ich schlafe wie eine Kanone!«

»Das geht schon zusamm'!« ergänzte der Alte; »Sie schlafen wie eine Kanone, mein Weib schlaft wie ein Bombenkessel, da haben wir gleich ein kleines »Arschenal« im Haus.«

Sebastian flüsterte seiner Judith unaufhörlich in die Ohren.

»Wastl, schickt sich denn das,« fragte der Vater, »daß Du immer Geheimnisse hast? — Ich sitze da »wie eine Nannerl,« und weiß nicht was Du immer wispelst!«

»Laß ihn gehen!« ermahnte die Mutter; »Du hast es eben so gemacht. — Erinnere Dich nur, was Du mir immer zu sagen hattest, als deine selige Frau noch lebte!«

»St!« mahnte der Vater. »Vor den Kindern darf man dergleichen nicht reden.«

»O Vater, wir sind in ähnlicher Lage.«

»Nichts heute davon!« bat Judith. »Morgen! Morgen!«

»Ja, beim Frühstück!« sagte Sebastian. »Vater und Mutter möchten sonst eine böse Nacht haben.«

»In ähnlicher Lage wie deine Eltern?« fragte der Vater den Sohn.

»Morgen, morgen sollen Sie, liebe Eltern, etwas erfahren, das uns beide, Judith und mich, ganz entsetzlich »druckt.«

»Etwa gar?« rief der Vater freudig, »dann müßten wir uns tummeln mit der Hochzeit. — Wastl, wann ich mich heute Nacht niederlegen kann, um morgen als Großvater aufzustehen, da laß' ich die Weißgärber-Vorstadt beleuchten aus Freuden!«

»O nein, Vater,« versetzte Wastl, »so weit bin ich mit Judith noch nicht — morgen beim Frühstück sollen Sie Alles hören.«

»In Gottes Namen!« rief der Alte, »ich werde es erwarten können.«

»Aber ich kann nichts erwarten,« setzte die Mutter hinzu. »Heraus damit! Hat deine Judith vielleicht kein Vermögen? Sie braucht keins, keinen Heller, nicht was Schwarz unterm Nagel ist!«

»Wir haben's ja!« rief der Vater aus. »Sie soll wie ein neugebornes Kind ins Haus kommen, sie wird eben so aufgenommen, als wenn sie auf jedem Finger hunderttausend Gulden hätt'.«

»Das ist es alles nicht! — Bezähmen Sie Ihre Neugierde, liebe Mutter. — Was der Judith und mir das Herz beschwert, werden Sie noch früh genug erfahren.«

»Ich zerspringe vor Neugierde, Wastl! Bedenk, daß Du meine empfindlichste Seite berührst, wenn Du mich gleich einem Bogen spannst und druckst nicht ab! — Wastl, ich könnte die ganze Nacht nicht schlafen. Ich müßte im Bett' aufsitzen, wie in jener Nacht, in welcher Du ohne meine Zustimmung zum ersten Male in der Redout' warst, und ich nicht gewußt hab', wo Du hinkommen bist!«

»Gewöhn' es wieder, Alte; seit jener Nacht hast Du viel gewöhnen müssen.«

»Wohlan denn,« rief Judith aus, »damit Sie nicht wieder eine schlaflose Nacht haben, so will ich Ihnen das Geheimniß, das uns so sehr beängstigt, heute noch sagen. Verdammen Sie mich deshalb nicht; Sie würden mein Unglück, und wie ich glaube, das Unglück Ihres Sohnes nur erhöhen.«

»Ein Unglück?« riefen beide Eltern zugleich.

»Ja, ein Unglück,« fuhr Judith fort, »ein großes Unglück: ich bin verheiratet!«

»Aber doch mit meinem Sohne, will ich hoffen!« fragte der Alte.

»Heimlich mit Wastl verheiratet!« ergänzte die Mutter, »da wäre mir nur leid, daß ich um die Hochzeit käm'.«

»O, wäre Sebastian mein Gatte!« betheuerte Judith, »wie würde ich jubeln! Aber mich beglückte nicht die Hand eines edlen Mannes, ich fiel einem Elenden zum Opfer, der, um Ihnen nur einen Begriff seiner Verworfenheit zu geben, mich für baares Geld Ihrem Sohne verkaufen will.«

»Wastl!« befahl die Mutter, »schick' zum Bader hinüber; er soll mir zur Ader lassen; ich bin ein »tostiges« Weib, mich trifft sonst der Schlag.«

»Mich hat er schon getroffen,« versetzte der Alte, »eine verheiratete Frau, welche der Mann verkaufen will? — Wer so etwas überlebt, muß Nerven wie ein »Ochsenzehnt« haben!«

»Und Du?« fragte die Mutter ihren Sohn, »hast Dich an eine verheiratete Frau »angemacht?« fürchtest Du Dich nicht der Sünden?«

»Ihr Sohn wußte es nicht!« entgegnete Judith. »Wie dies kam, daß er veranlaßt wurde, mich für ein Mädchen zu halten, war ebenfalls das Werk meines Gatten. In dem Augenblicke, in welchem Ihr Sohn einen ernstlichen Heiratsantrag vorbrachte, endete ich seinen Wahn.«

»Ich wollte mich auf der Stelle von Judith trennen,« versetzte Sebastian, »aber hören Sie nur wie es kam, daß es nicht geschah.«

»Ja, hören Sie uns!« bat Judith, »und wenn Sie dann noch zu zürnen vermögen, dann mögen Sie mich bei Nacht und Nebel aus Ihrem Hause jagen.«

»Ei, das thun wir nicht!« meinte die Mutter. »Jetzt regnet es auch noch, als wenn es mit »Schaffeln« »gießet« (göße).«

»Das wäre eine saubere Gastfreundschaft!« meinte der Alte, »so schlecht wären ja die Hottentotten nicht.«

Judith fing nun an, ihre Leidensgeschichte zu erzählen. Sie verhehlte nichts. Sie machte sich nicht besser, als sie war; sie schilderte sich getreu. Sie schilderte aber auch Tessin getreu, und als sie auf den Punkt kam, den saubern Contractsentwurf zu berühren, da unterbrach sie Sebastian und rief:

»Judith hat diesen Entwurf zwar zerrissen, aber ich habe die Bruchstücke zu mir gesteckt; da lesen Sie, Vater, da

lesen Sie selbst, was der Abschaum eines schändlichen Gatten festzusetzen sich erlaubte.«

»Ich lese nichts!« fuhr der Alte auf. »Ich habe mir schon genug gehört; meine Ohren sind bereits vergiftet durch solche Niederträchtigkeit; ich werde mir nicht auch noch die Augen vergiften!«

»Ich aber frag' nur, was jetzt geschehen soll?« sagte die Mutter.

»Was jetzt geschehen soll?« antwortete der Vater; »in unserm Schutz bleibt die unglückliche Frau, und zwar so lange, bis sich ihr Schicksal ändert.«

»Bis sie »Witib« wird?« sagte die Alte, »da können wir lange warten.«

»O nein!« versicherte der Vater, »da wird Gott helfen, und Gott muß helfen, denn einen solchen Ausbund von schlechten Kerl, wie ihr Mann ist, kann er ja nicht lange mehr auf seiner schönen Welt herumgehen lassen!«

»Hör' auf!« entgegnete die Mutter, »unser Herrgott weiß gar nichts von einem solchen Scheusal.«

»So weiß der Teufel von ihm, der ihm vielleicht aus der Höll' nur Urlaub gegeben hat, und ihn nächstens in sein unterirdisches Reich einberufen wird. Trösten Sie sich, liebe Madame,« setzte der Fleischhauer, zu Judith gewendet, hinzu; »Sie werden bald von diesem Satan erlöst werden. Es ist mir nur leid, daß wir nichts dazu thun können, daß wir ein solches Unkraut nicht so ausraufen können, wie den Schierling aus unserm Garten; aber der Unmensch, ihr Mann, wird dessenungeachtet bald von der Welt verschwinden. Zu was hätte denn der Herrgott Donner und Blitz erschaffen, wenn er nicht manchmal einen Frevler damit erschlagen möchte, und eine Wetterstange wird der Cujon doch

nicht auf dem Hute haben, damit der Donnerkeil daneben fahrt!«

»Vater,« nahm Sebastian das Wort, »ich habe der Judith versprochen, daß sie die 10,000 fl., welche Tessin dem Vater der Judith gab, von mir erhalten soll.«

»Das versteht sich!« erwiederte der Fleischhauer; »dieses Geld gib ich her, in der Nacht noch; such' ihn auf, den Hallunken; sag' ihm, er soll zu mir herauskommen, wie er wieder hineinkommt, weiß ich freilich nicht.«

»Morgen, morgen, Vater! Morgen soll Alles nach Ihrem Wunsche geschehen.«

»Weißt Du, wann die Sache auf morgen bleibt, da gehe ich mit Dir zu dem Judas. Es wird besser sein, wenn wir Zwei zu ihm kommen. Es scheint, daß mit diesem Kerl noch kein Mensch gered't hat, wie man reden muß; nemlich, wie ein ehrlicher Mann mit einem Hallunken reden muß.«

»O, ich habe ihn wegen Zahlheim,« versicherte der Sohn, »einmal in Simmering unter den Händen gehabt —«

»Und hast ihn wieder auslassen?«

»Er war mir zu schlecht, ich hab' ihm sein armseliges Leben geschenkt.«

»Das war wohl recht, aber ich werd' nicht so großmüthig sein!«

»Du wirst ihn doch nicht umbringen?«

»Das nicht; aber die Todesangst laß ich ihn ausstehen. Gleichsam erst unterm Galgen pardonnir' ich ihn. — Schlafen werd' ich diese Nacht ohnehin nicht, da werde ich mir schon etwas ausdenken.«

»Mein Gott! Sie sind so aufgeregt!« klagte Judith.

»Wie gut wäre es gewesen, Sebastian, wenn ich Ihnen nicht gefolgt, oder wenn ich heute wenigstens meine Leiden nicht geschildert hätte.«

Legler hörte in diesem Augenblicke einen Wagen an seinem Hausthore halten.

»Kommt da Jemand zu uns?« fragte der Alte.

»Um zwölf Uhr in der Nacht?« setzte die Mutter bei.

Man hörte die Hausglocke ziehen.

»Richtig!« sagte der Alte, »zu uns kommt eine Visite!«

»Gewiß ist es mein Mann!« klagte Judith und rang die Hände.

Der Alte riß das Fenster seiner Wohnung auf und rief auf die Straße hinab:

»Wer ist da? Wer will in mein Haus?«

»Kann ich nicht mit Ihrem Sohne sprechen?«

»Nein.«

»Er ist es!« rief Judith außer sich.

»Halte ihn ein wenig auf!« ersuchte die Fleischhackerin ihren Gatten, »ich hole ein Häfen Ochsenblut und schütte es ihm auf seinen Schädel.«

»Warum,« fragte Tessin weiter, »soll ich mit Ihrem Herrn Sohn nicht sprechen können?«

»Weil es Nacht ist und in der Nacht nur Diebe Visiten machen, welchen aber kein rechtschaffener Mann sein Thor öffnet.«

»Meine Frau ist bei Ihnen oben.«

»Ihre Frau? — Ich kenne Sie nicht, wie bin ich dann im Stande Ihre Frau zu kennen.«

»Mein Name ist Tessin; Ihr Herr Sohn kennt mich gut.«

»Tessin? Sind Sie der bekannte Schurke, der falsche Spieler, der Betrüger, der in aller Herren Länder mit Steckbriefen verfolgt wurde, der, um seine Schandthaten voll zu machen, seine Frau verkaufen will?«

»Der sie verkaufen will, aber noch nicht verkauft hat, der deshalb sein Weib reclamirt, und sie von Ihrem Sohne fordert; das Weib gehört zum Manne, so lange sie noch sein Weib ist! Daher senden Sie mir meine Frau herab, oder ich allarmire die ganze Nachbarschaft! — Ich lärme, ich schreie!«

»Warte, Spitzbube!« sagte die Fleischhauerin, »ich werde Dir den Mund stopfen!« — Sie lief um den Topf mit Ochsenblut zu holen.

Tessin schlug wie ein Wüthender ans Hausthor.

Der Fleischhauer machte einen gellenden Pfiff durch die Finger.

»Wastl!« schrie er, »jetzt weck' die Knecht auf! Diesen Spitzbuben sollen sie noch ärger durchwalken als den Bojaren. Für jeden Hieb kriegen sie fünf Gulden, und tausend Gulden zahle ich in die Armencasse, wenn kein Glied an ihm ganz bleibt!«

»Euer Gnaden,« sagte der Fiaker, welcher Tessin geführt hatte, »jetzt fahren wir ab; ich wenigstens bleib' nicht hier und lasse Euer Gnaden im größten Platzregen stehen!«

Das Thor flog jetzt auf.

Sebastian trat heraus.

Er packte Tessin mit der einen Hand, mit der andern öffnete er den Wagenschlag und warf dann Tessin in den Wagen, daß die Fenster klirrten.

Dem Fiaker herrschte er zu: »Diesen Schurken führst Du zur Polizeidirection.«

Sebastian setzte sich zu Tessin in den Wagen.

»Warte, Schuft!« sagte Sebastian, »ich werde Dir die nächtliche Ruhe stören!«

Der Fiaker fuhr mit Sebastian und Tessin davon.

II.

Bei Nacht und Nebel.

Als Sebastian mit Tessin eine Strecke gefahren war, fing letzterer an Vorstellungen zu machen.

»Herr Legler,« flehte er, »Sie werden mich doch nicht im Ernste zur Polizei bringen? Herr Legler, Sie sind ja im Unrechte! Bedenken Sie doch, wenn ich bei der Polizei angebe, daß Sie mir meine Frau entführten.«

»Woher vermuthen Sie dies?«

»Ich vermuthe es nicht, ich weiß es gewiß; ich fragte im Gasthof »zur Ente« genau nach, wohin meine Frau gekommen, da sagte mir dann der Zimmerkellner und das Stubenmädchen, daß Sie einen Fiaker gebracht hätten und mit meiner Frau davongefahren wären.«

»Das hätte ich gethan? — Was der Tausend!«

»Darauf ging ich nach der Wollzeile auf den Platz, wo die Fiaker ihren Standort haben. Die Fiaker bestätigten mir dasselbe, nur war der Fiaker nicht zugegen, der Sie führte. — Ich wartete. Ich wartete bis halb zwölf Uhr Nachts auf ihn.«

»Das Lauern auf der Straße ist auch eines Ihrer schönen Metiers!«

»Endlich kam der Fiaker. — Ich drang in ihn mir zu beichten. Er sagte mir, daß er wirklich dieselbe Dame, die er mit einem Herrn bei der »Ente« abgeholt, in Ihr Haus geführt habe, dann von Ihnen bezahlt und fortgeschickt worden sei.«

»Was folgt daraus?»

»Daß die Polizei befehlen wird, daß Sie mir meine Frau zurückstellen müssen.«

»Möglich!«

»Darum geben Sie mir meine Frau ohne Polizei. — Kehren wir um und holen Sie meine Frau aus Ihrer Wohnung; wir scheiden dann in Frieden.«

»Erst wenn mir die Polizei befehlen wird, daß ich Ihnen Ihre Frau ausliefern soll, dann sollen Sie sie haben; aber das wird die Polizei nicht! — Sie aber werden bei der Polizei bleiben. — Ich weiß schon was ich zu sagen habe.«

»Herr Legler, nehmen Sie Raison an. — Ich verhehle es Ihnen nicht, daß ich kein Freund der Polizei bin.«

»Das glaub' ich Ihnen! — Die Polizei ist auch stolz darauf, daß die Hallunken nicht ihre Freunde sind!«

»Herr Legler, wir kommen immer näher zur Polizei!«

»Ich sehe es. Ich kann es auch nicht erwarten, Sie am Kragen auf das Wachzimmer zu schleppen!«

»Herr Legler, noch Eins! — Meine Frau mag meinethalben heute Nacht bei Ihren Eltern bleiben, aber morgen nehme ich Sie wieder in Empfang!«

»Meinethalben! — Wenn Sie morgen noch auf freiem Fuße sich befinden, mag Ihre Frau mit Ihnen nach Hause gehen, aber ich zweifle. — Uebrigens werde ich zur

Sprache bringen, daß Sie mir Ihre Frau förmlich verkaufen wollten.«

»Es war ein Scherz!«

»Gut, so erlaube ich mir auch einen Scherz mit Ihnen. Wir machen beide Scherze, um zu lachen. Wer aber zuletzt lacht, lacht am besten! — Uebrigens sind Sie ein wortbrüchiger Schuft! — Sie gelobten mir, daß Sie Ihre Frau durch volle drei Tage nicht molestiren und mir drei Tage Bedenkzeit gönnen würden, um wegen des Verkaufes Ihrer Frau mich mit ihr berathen zu können, und es waren kaum drei Stunden verflossen, so vergaßen Sie Ihr Versprechen.«

»Ich hatte für diese drei Tage nicht erwartet, daß Judith zu Ihnen ins Haus ziehen, sondern ich hatte erwartet, daß sie in ihrer Wohnung in der »Ente« bleiben würde. Nur weil sie nicht blieb, wo sie war, entband ich mich meines Wortes.«

»Ich aber halte mein Wort. Ich habe gesagt, ich führe Sie zur Polizei und dies geschieht.«

Der Wagen hielt an.

»Gott sei Dank!« rief Legler, »da sind wir schon!«

»Steigen Sie aus!« sagte Legler.

»Ich steige nicht aus!« versicherte Tessin. »Hören Sie noch einen Vorschlag! — Meine Frau mag meinetwegen die drei Tage in dem Hause Ihrer Eltern bleiben, aber in diesen drei Tagen müssen meine Bedingungen hinsichtlich meines Weibes erfüllt werden, alle, alle, ohne Ausnahme!«

»Einverstanden!« versetzte Legler, »aber wir bringen dies vor dem Commissär in Ordnung, bei diesem finden wir Feder, Tinte und Papier! — Und nun heraus aus dem

Wagen! Schurke! Falscher Spieler! Weiberverkäufer! Auflaurer! Störer der nächtlichen Ruhe! Heraus aus dem Wagen, oder ich rufe die Wache zu Hilfe! — Habe ich Unrecht gethan, daß ich ein armes Weib deinen Händen entrissen und in das Haus meines Vaters und meiner Mutter geführt, so soll mich die Behörde dafür strafen, aber Du, Elender, sollst dabei nicht frei ausgehen!«

Legler, welcher während dieser Aeußerung aus dem Wagen gesprungen war, bemerkte recht gut, daß Tessin mittlerweile auf der andern Seite den Wagenschlag geöffnet hatte und entschlüpft war.

Legler konnte sich nicht enthalten laut zu lachen.

»Fliehe nur, Schurke!« sagte Legler. »Ich bin mit deiner Verzweiflung zufrieden. — Meines Vaters Wunsch ist erfüllt, die Todesangst hast Du ausgestanden.«

»Fiaker!« rief Legler, »Du führst mich jetzt wieder in die Weißgärbervorstadt, wenn Du mir aber diesen Spitzbuben noch einmal zu meinem Hause bringst, dann mach' Dich mit den Knitteln meiner Knechte bekannt.«

Der Fiaker brachte Legler nach Hause.

* * *

Sebastian fand Vater, Mutter und Judith noch so beisammen, wie er sie verlassen.

Er referirte getreulich was geschehen, und war dabei so glücklich, seinen Vater und seine Mutter herzlich lachen zu sehen.

»Jetzt habe ich Ruhe vor ihm!« sagte Judith, »denn die Polizei fürchtet er unbeschreiblich.«

»Und da er die Polizei fürchtet,« bemerkte die Mutter,

»so muß er sich von seiner Frau scheiden lassen, ohne daß er einen Heller Geld für die Scheidung bekommt.«

»Nein, nein,« entgegnete der Vater, »die zehntausend Gulden hat er anzusprechen.«

»Keinen Kreuzer!« meinte die Mutter, »die zehntausend Gulden nahm er Judiths Vater früher im Spiele ab, im falschen Spiele.«

»Das verstehst Du nicht,« erwiederte der Fleischhacker, »und nun machen wir ein Ende mit unserm Familienrath. — Es ist zwei Uhr. In zwei Stunden heißt es wieder bei der Arbeit sein. Das geht aber unsere Judith nichts an, die soll schlafen bis zehn Uhr. — Bis zehn Uhr bin ich mit meinem Weibe wieder zu Hause. — Da wird das Weitere ausgemacht. Wastl, Du gehst in dein Zimmer! — Judith und die Mutter gehen in ihr Zimmer, und ich schlafe hier im Gastbette. — Allons! entfernt Euch! Madame Judith, seien Sie eine folgsame Tochter! — Gute Nacht!«

Es geschah wie der Vater wollte. Die paar Stunden, die der Ruhe gewidmet wurden, gingen ohne Störung vorüber.

Um vier Uhr wurde des Fleischhackers Haus schon wieder lebendig.

Der alte Legler war schon wieder auf den Beinen.

Die Mutter Legler ging wie ein Gespenst im Hause umher, im weißen Nachtkleide, mit einer weißen Schlafhaube. Sie hätte wirklich einem Geiste gleichen können, wenn sie nicht so entsetzlich dick gewesen wäre.

Als ihr Mann sie erblickte, fragte er sie:

»Nu, was macht denn die Judith? Ich will doch nicht hoffen, daß Du sie aufgeweckt hast, wie Du aus deinem Bette herausgeplumpft bist?«

»Gott bewahre! ich habe mich kaum zu athmen getraut, aber Du!« versicherte Frau Legler, »die hat einen Schlaf wie ein »Henderl,« so sanft, so ruhig.«

»Also schlaft sie nicht wie eine Kanone?«

»Gott bewahre, wie ein Kindertrompeterl, ein kleines wenig blast sie durch die Nasen. Und geträumt muß sie haben! — Ein paarmal hat sie geschmutzt.«

»Da wirst Du ihr eingefallen sein!«

»Sag' mir nur, was thun wir denn mit unserm Buben, während wir nicht zu Hause sind? Die jungen Leute können wir doch nicht allein zu Hause lassen.«

»Gott bewahre! Der Wastl muß mit in die Bank!«

»Ich habe auch schon daran gedacht, aber ich fürcht' den Kerl, Judiths Mann. Dieser verwegene Spitzbub' ist im Stande, wenn er uns alle Drei in der Stadt weiß, daß er herauskommt, sein Weib holt, und wenn sie ihm nicht willig folgt, daß er sie mißhandelt.«

»Da hast Du Recht! — Da werde i ch zu Hause bleiben!«

»Warum nicht gar! Das wäre noch ärger! Du, der Du mehr in die junge Frau verliebt bist als dein Sohn! Und jetzt gar, da Du weißt, daß er sie nicht heiraten kann; da glaubst Du, sie wäre jetzt für Dich auf der Welt.«

»Du wirst doch mit einem alten Manne nicht eifern?«

»O ich kenn' Euch alten Männer schon! Bei einem hübschen Weib oder Mädel seid Ihr gleich jung!«

»So bleibe Du zu Haus! Es ist nicht das erste Mal, daß ein Drach einen Schatz bewacht.«

»Schimpf' nur! Je mehr Du schimpfst, je sicherer weiß ich, daß ich den Nagel auf den Kopf getroffen hab'.«

»Aber vor Dir wird sich ja der Herr Tessin nicht fürch-

ten. Bis Du Dich umdrehst, hat er seine Frau schon längst entführt.«

»Ich stelle mich vor die Thür, dann können nicht sechs Grenadiere ins Zimmer.«

»Ich bedauere nur, daß der Wastl seine drei bairischen Fanghund verkauft hat. Das wären jetzt Wächter!«

»Ich brauch' keine Fanghund, im schlimmsten Falle habe ich hinten im Hofe die drei ungarischen Ochsentreiber. Das Hausthor sperr' ich zu. Fahr' nur mit unserm Wastel ganz ruhig in die Stadt. Es soll der Judith kein Haar gekrümmt werden.«

Der Fleischhacker weckte seinen Sohn.

Wastl zeigte viele Unruhe, folgte aber seinem Vater, und Beide fuhren in die Stadt nach dem Lichtensteg.

Als sie fort waren, sagte Frau Legler:

»Jetzt ist es halb fünf Uhr! — Da müßte ich eine Närrin sein, wenn ich bis zehn Uhr daherpassen müßte, bis die Beiden wieder nach Haus kommen. Ich lege mich wieder nieder. Ich sperre vorher Alles gut zu, das Hausthor, die Gangthüre, das Vorhaus. So,« sagte sie, als alles geschehen war, »jetzt will ich schlafen, schlafen auf den Punsch und nach den ausgestandenen Gemüthsbewegungen wie ein Postillon, der die ganze Nacht geritten ist.«

Sie begab sich zu Bette.

Ungefähr um sechs Uhr war es ihr, als höre sie ein Geräusch.

Es war ein finsterer Novembermorgen; es war der Himmel rabenschwarz; das Nachtlicht war verlöscht. Sie sah nicht die Hand vor den Augen; aber sie fühlte einen starken, feuchten Luftstrom.

»Mein Gott!« sagte sie, »soll der Wind ein Fenster aufgerissen haben?«

Plötzlich hörte sie leise sprechen.

Frau Legler regte sich nicht.

»Gebt mir die Blendlaterne!« sagte eine Stimme.

»Da ist sie!« lispelte eine andere.

Der Erste, welcher gesprochen hatte, leuchtete ins Zimmer. »Wir sind schon am rechten Orte,« sagte er. »Das ist das Schlafzimmer! — Steigt nur ein! — Aber leise. — Im ersten Bett liegt die Alte! — Sollte Sie erwachen, so kniet ihr sogleich auf die Brust und würgt sie.«

Sie kamen Beide in die Stube.

»Das sind Rauber!« dachte Frau Legler. »Die sind eing'stiegen! Wenn mir einer in die Nähe kommt, so beiß' ich ihm die Nasen ab!«

Der mit der Blendlaterne leuchtete neuerdings umher.

»Da liegt mein Weib!« sagte er.

Er schlich hin zu ihr.

»Judith,« sprach er leise und rüttelte sie, »Judith, erwache! Judith! Judith!«

Judith schreckte aus dem Schlafe empor.

»Was ist es? Was ist es? Wer ruft mich?«

»Ich bin es, dein Gatte! Steh' auf! Steh' geräuschlos auf. Es würde doch nichts nützen, um Hilfe zu rufen. Herr und Diener, sogar dein sauberer Liebhaber, alle haben das Haus verlassen; ich nehme Dich mit mir.«

»Elender! Also hast Du schon wieder neue Plane? — Ich will nicht mehr mit Dir, fort! oder —«

Tessin hielt ihr den Mund zu. »Bourg!« rief er, »zieh' sie aus dem Bette. Die Alte schläft wie ein Murmelthier. — Fort ans Fenster!«

»Ans Fenster?« kreischte die Alte, sprang aus dem Bette, gab Bourg einen solchen Faustschlag auf die Nase, daß er zurücktaumelte, darauf packte sie Tessin an der Kehle, schleuderte ihn mit aller Kraft von sich, daß er wie ein Stück Holz hinfiel, und setzte sich dann mit ihrer ganzen Schwere auf Tessin.

»Den hab' ich unter mir!« sagte sie. »Jetzt ans Fenster, Judith! Jetzt schreien Sie aus Leibeskräften um Hilfe. Den druck' ich indeß todt, und den Andern reiß' ich hernach mitten auseinander. Ich warte nur, bis er sich von dem Kreuzhieb erholt hat, den ich ihm auf die Nase gegeben habe!«

Judith eilte ans Fenster und schrie in wahrer Verzweiflung um Hilfe.

Da erschollen Tritte; es patschten schwere Stiefel durch den Straßenkoth.

Judith schrie in Angst: »Es kommt nicht uns, es kommt meinem Peiniger Jemand zu Hilfe. Er eilt hieher. Er kommt ebenfalls die Leiter herauf. Großer Gott! Da ist er, er faßt mich schon am Arme!«

»Meinetwegen soll eine Armee kommen, den Generalen habe ich bereits. Er muß schon so breit sein wie ein Bogen Papier.«

Allerdings hatte ein Mann Judith am Arme gepackt, aber nicht ein Genosse Tessin's, sondern Sebastin war es, den es nicht ruhen ließ, der es ahnte, daß seine, des Vaters und der Knechte Abwesenheit vom Hause Gefahr bringen müsse.

Sebastian war mit einem Satze im Zimmer.

Das Erste was er that, war, daß er Bourg, der sich

so eben zu erholen schien, an der Brust packte, zu Boden warf und seinen Kopf so lange auf dem Zimmerboden aufschlug, bis er alle Besinnung verlor.

»Wo ist noch Einer, oder sind es Ihrer ein halb Dutzend? Es soll keiner lebendig davonkommen!«

»Ich gebe Dir gerne den Spitzbuben preis,« sagte die Mutter, »den Spitzbuben, den ich unter mir habe, aber ich kann nicht aufstehen! — Ich habe den Krampf in beiden Füßen!«

Sebastian hob seine Mutter auf.

Da lag nun Tessin auf dem Bauche, wie er gefallen war, und regte sich nicht. Er war von der Last der furchtbar schweren Frau beinahe erdrückt.

Legler wendete ihn um.

Tessin athmete.

»Also hat mich meine Ahnung doch nicht betrogen! Wieder ist es dieses schlechte Subject! — Patron,« sagte er, »wärst Du so beharrlich, honnette Handlungen auszuführen, wie Du beharrlich bist, fort und fort das Schlechteste zu thun, und nie ermüdest, deine schmählichen Vorsätze durchzuführen, so müßtest Du ein Märtyrer für die Tugend werden!«

»Binde die zwei Spitzbuben,« befahl die Mutter. »Bis der Vater nach Hause kommt, wirf sie »gebundener« in den Schweinstall! Hernach wird Gericht über sie gehalten, ein Gericht mit allen Torturen, die denkbar sind!«

»Diese Beiden, Mutter,« sagte Sebastian, »kommen vor zwölf Uhr Mittags nicht zu sich. Der da,« er wies dabei auf Tessin, »ist zerquetscht wie ein Frosch, der unter einem Mühlstein gelegen ist — und jener —« Legler ging auf

Bourg hin — »stirbt vielleicht heute noch an einer Gehirnerschütterung.«

Er leuchtet Bourg ins Gesicht.

»Ei, das ist ja der Bursche, der mir im Saale des Traiteurs Jahn solche Beschimpfungen angethan hat. Nun endlich, Tagdieb, bin ich mit Dir quitt.«

Judith, die im Nachtkleide aus dem Bette gesprungen war, hatte gleich nach dem Eindringen Sebastians durch's Fenster, dasselbe zugemacht; sie war während dieser Scene halbohnmächtig vor Schreck auf einen Stuhl gesunken, und konnte ihrer Angst und ihrer inneren Bewegung auf keine andere Art Luft machen, als daß sie in einen Strom von Thränen ausbrach.

»Nu, das wäre der Mühe werth, daß Sie weinten, wegen einem solchen Coujon,« sagte Legler. »Als dieser Coujon mir, als ich ihn mit der Polizei ängstigte, entwischte, glaubten Sie, Sie würden Ruhe vor ihm haben. Ich wollte Ihnen nicht widersprechen; aber vor diesem haben Sie eben so wenig Ruhe als Zahlheim. Wen dieser Wicht einmal zu seinem Opfer ersehen, den laßt er nicht mehr los, bis er ihm verfallen.«

»Das wollen wir doch sehen!« erwiederte die Mutter. »Ich höre jetzt den Vater nach Hause kommen; nun freut Euch, Ihr beiden Straßenräuber und Einbrecher in friedliche Häuser! — Ich will doch meinem Manne entgegengehen und Euch eine Suppe »einbröckeln,« an der Ihr, so lange Ihr lebt, zu würgen haben sollt.«

III.

Zahlheim's letzte Spielscene.

Wir verlassen auf kurze Zeit das Haus Legler's, um die Geschichte Zahlheim's wieder aufzunehmen.

Der verhängnißvolle Tag, der Tag, an welchem Zahlheim's Glück oder Unglück für immer entschieden werden sollte, war herangebrochen. Die Stunde schlug. Das Pharo sollte beginnen.

Zahlheim hatte die Summe von zwölftausend Gulden in Ducaten umgesetzt und ungefähr dreitausend Stück Ducaten lagen auf dem grünen Tische.

Der Held unserer Geschichte stack bereits in seiner Maske.

Er war in der That so einfältig, sich der Verkleidung zu bedienen, die ihm von Tessin eingeredet wurde.

Zahlheim dachte an keine Verrätherei, hatte keine Ahnung davon. Er dachte nur an sein falsches Spiel, an seine Kunst, die Volta zu schlagen, und an die Reichthümer, welche er sich durch Täuschung und Betrug sammeln müsse.

Es hatte Zahlheim wirklich der Teufel bestrickt, der Teufel, der seine Vernunft gefangennahm, wie dies jedem geschieht, der auf dem spiegelglatten Boden des Lasters einherschreitet.

Ducati, der Kaffehsieder, der seinen Spielsaal gegen

eine Remuneration von hundert Ducaten herlieh, näherte sich dem Bankhalter.

»Die Lichter flammen bereits,« sagte Ducati. »Ich wünsche Ihnen Glück, Herr von Zahlheim. — Sie werden heute eine reiche Gallerie von Pointeurs haben. Ich habe wenigstens hundert Karten ausgetheilt; die Herren, welche den Salon der Madame Lemnier besuchen, die meisten der Herren, welche im Spielsaale des Herrn Tuff in Simmering spielten, kurz, alle Spieler meiner Bekanntschaft erscheinen; Alles hofft sein Glück an der Bank zu versuchen, welche ein Muselmann gibt.«

»Und der Bojar?«

»Kommt ebenfalls. Er hat vor zwei Stunden neuerdings zugesagt.«

»Er ist also in Wien angekommen?«

»Ja, ich sah ihn, ich sprach ihn, ich war bei ihm im Hause.«

Ein Anderer, der kein so eingefleischter Spieler gewesen wäre, wie Zahlheim, hätte hier gewiß gefragt: »Sahen Sie auch seine Tochter, Rosaura, meine Braut?« allein Zahlheim schien für sie keine Erinnerung mehr zu haben, er sprach sonst nichts als:

»Und ich besitze nur eine Bank mit nicht vollen dreitausend Ducaten, o es ist schändlich!«

»Und von diesen dreitausend Goldfüchsen,« versetzte Ducati, »muß ich mir noch vor dem Spiele einhundert ausbitten.«

»Vor dem Spiele?« fragte Zahlheim ganz entsetzt.

»Gewiß?« versicherte Ducati, »ich kann doch nichts riskiren. Erstens hatte ich nicht unbedeutende Auslagen für Beleuchtung, Spielbehelfe und Erfrischungen, dann

muß ich doch gedeckt sein für etwaigen Nachtheil. Sollte die Bank in meinem Hause entdeckt und confiscirt werden, so beträgt die Strafe, welche ich an den Armenfond zu bezahlen habe, hundert Ducaten. Geben Sie mir diese, sonst lasse ich das Spiel nicht beginnen.«

Der Kaffehsieder sprach dies so decidirt, daß Zahlheim nach seinem Golde griff und hundert Ducaten wegzählte.

Als Ducati diese Summe einstreichen wollte, sagte Zahlheim: »Warten Sie noch einen Augenblick! Ich mache einen Vorschlag: Spielen wir darum!«

»Wenn ich die Karten abziehen darf, recht gerne,« versetzte der Kaffehsieder.

»Nein,« versetzte Zahlheim, »ich ziehe sie ab; ich halte ja die Bank heute, nicht Sie!«

Ducati lachte.

»Lassen Sie Andere aufsitzen,« sagte er, »nicht mich! — Sie scheinen sehr zerstreut zu sein! — Sie scheinen vergessen zu haben, daß ich derselbe Mann bin, der mit Tessin Ihr Compagnon sein sollte, der also Ihre Manövers genau kennt! Herr von Zahlheim, erster Schüler mit Eminenz des Professors Tessin!«

Der Kaffeesieder steckte sein Geld ein und ging.

Ein Marqueur näherte sich jetzt dem Türken.

»Ein Brief von einer Dame,« meldete der Marqueur. »Sie werden ersucht, diesen Brief augenblicklich zu lesen.«

In diesem Momente schlug es zwölf Uhr; die Thüren rauschten auf und die Spieler traten aus den Nebenzimmern ein.

Zahlheim steckte den Brief in seinen Gürtel.

Die Spieler stellten sich um den runden Tisch.

»Ist es erlaubt zu fragen,« sagte einer der Spielgäste in griechischer Kleidung, »wie hoch die Bank ist?«

»Vorläufig viertausend Ducaten,« antwortete Zahlheim.

»Beschränkt sich der Banquier blos auf diese Summe?« fragte der Grieche weiter, »oder garantirt er mehr?«

»Zehnmal so viel,« versetzte Zahlheim. »Beginnen Sie nur.«

Anfänglich wurden nur ziemlich unbedeutende Einsätze gemacht.

Plötzlich schob der Grieche fünf Rollen, jede mit hundert Ducaten, auf eine Karte, die schon einmal verloren hatte.

Sie verlor wieder.

»Permission,« unterbrach der Grieche. »Paroli! Aber ziehen Sie die Karten nicht mit solcher Hastigkeit ab. Ich liebe die Fingerfertigkeit nicht!«

Die Karte verlor wieder.

Zahlheim sah den Spieler an.

»Ziehen Sie den Satz ein,« bemerkte der Grieche. »Hier haben Sie noch fünfhundert Ducaten!«

Der Grieche verließ den Spieltisch.

Jetzt trat der Bojar ein.

Er warf einen Blick auf den Fond der Bank, dann einen Blick auf Zahlheim.

Zahlheim spielte zwar fort, aber nicht ohne einige Verwirrung.

Der Blick des Bojaren ruhte unaufhörlich auf Zahlheim.

Zahlheim wurde sehr befangen.

»Eine wahre Bettelbank, Herr Türke!« sagte der Bojar, »und zu einer solchen Bank wurde ich mit großer Zudringlichkeit eingeladen? — Wo ist denn Herr Ducati?«

Ducati trat ein.

»Wo sind denn hier die dreißigtausend Ducaten, welche mir vorgespiegelt wurden?«

Ducati machte eine bedenkliche Miene.

»Rangiren Sie eine größere Bank,« sagte der Bojar. »Wenn ich am heiligen Abende mit Kindern spiele, kann ich mir wohl ähnliche Dürftigkeit gefallen lassen.«

Ducati meinte:

»Ich kann meinen Gästen nicht vorschreiben, was sie zur Disposition stellen sollen.«

»An Sie, Herr Türke, ein Wort: weshalb ließen Sie solche derbe Großsprechereien verlautbaren, um hier Männer herbeizulocken, die um Ihre Nußschalen nicht spielen werden?«

»Verzeihen Sie,« antwortete Zahlheim, »die Bank ist in diesem Augenblicke beinahe sechstausend Ducaten schwer.«

»Und das Zehnfache verbürgt der Banquier, wie er zuvor sagte,« versetzte der Grieche.

»Dann lege er das Geld auf! — Die Bank steht mit den Spielern in keinem Verhältniß,« versetzte der Bojar. »Ich und mein Freund Demeter Kulkiew,« er zeigte auf den Griechen, »haben Jeder ein paar tausend Ducaten zu uns gesteckt und jeder von uns hält Creditbriefe auf dreißig- bis vierzigtausend Ducaten in Bereitschaft. Weshalb narrt man uns hierher?«

Ein alter Herr rief:

»Dann spielen Sie nicht! Uns aber, welchen diese Bank hoch genug ist, stören Sie nicht länger!«

Der Bojar wendete der Bank den Rücken und ging auf die andere Seite.

»Ich werde mir die Bank ausbitten!« rief der Grieche. »Der Herr Bojar, der gerne hoch spielt, soll hier vierzigtausend Ducaten finden! — Ich will sie in die Bank legen, aber früher will ich diesem Misere ein Ende machen!

»Va banque auf die Dame!«

»Aber die Dame soll auf den Tisch und nicht unter den Tisch fallen,« tobte der Bojar und faßte Zahlheim scharf ins Auge.

Dieser verlor beinahe alles Bewußtsein.

»Abziehen!« rief der Grieche.

Zahlheim schwindelten die Sinne. Er wollte sein Kunststück machen, aber unsicher wie er geworden, flog, wie durch einen bösen Zauber veranlaßt, die Dame wieder unter den Tisch.

Der Bojar stieß Zahlheim auf die Seite.

»Kartenkünstler der miserabelsten Art!« rief er, »hab' ich Dich?«

Der Bojar bückte sich und hob die Karte auf.

»Hier die Dame,« sagte er. »Sie sollte rechts fallen, der Herr Türke changirte sie links! — Der Betrüger ist entlarvt, entlarvt in jeder Beziehung.«

Der Bojar riß Zahlheim den Turban und den falschen Bart vom Haupte.

»Wer hier falsch gespielt hat,« sagte er in höchster Entrüstung, hat auch bei Madame Lemnier falsch gespielt, hat in seinem Hause und in der »Ente« falsch gespielt! — Fordern Sie Ihr Geld zurück, meine Herren,« wendete er sich an die Pointeurs, »insoferne Herr von Zahlheim nicht Alles in Simmering verspielte, wo man ihn zum Glücke für die Spieler nicht Bank halten ließ. Was mich betrifft, so verzichte ich auf meine, durch Betrug erlittenen

Verluste, so wie ich auf den Herrn von Zahlheim selbst für ewig verzichte; Sie sehen, Herr Erbräutigam meiner Tochter, ich halte meinen Schwur!«

Mit diesen Worten rannte der Bojar aus dem Saale.

Aber jetzt entstand eine Scene, die zu beschreiben unmöglich ist.

Alles wollte über das Geld herfallen.

»Hoho!« rief der Grieche. »Wir sind keine Zahlheim's, die auf Plünderung ausgehen.«

»Wo ist der Kaffehsieder?«

Ducati erschien.

»Zählen Sie dieses Geld,« ersuchte der Grieche, »vor Zeugen und nehmen Sie es dann zu sich.«

Zahlheim, welcher ohnmächtig geworden, wurde in den Vorsaal gebracht.

Die Marqueurs labten ihn mit Wasser.

»Diese bei Herrn Ducati deponirten Goldstücke,« befahl der Grieche, »sollen verhältnißmäßig nach den Verlusten, welche die Herren erlitten, die je mit Zahlheim spielten, repartirt werden.«

»So?« rief Einer aus dem Salon der Madame Lemnier, »diese Handvoll Ducaten soll uns entschädigen für das, was er uns geraubt, und was Zahlheim zu Hause verborgen, soll ihm bleiben? — Hat nicht der Bojar auf die ungeheuere Summe, die er an diesen falschen Spieler verloren, verzichtet? — Soll uns dies nicht zu Gute kommen und hat nicht Zahlheim gesagt, daß er das Zehnfache seiner Einlage garantire? Das Zehnfache von dreitausend Ducaten beträgt dreißigtausend Ducaten, diese muß er herbeischaffen, sonst soll er der Polizei übergeben werden, wie jeder falsche Spieler!«

»Ja, ja, das soll geschehen!« rief Alles wild durcheinander.

Es herrschte jetzt ein Geschrei im Saale, daß Niemand sein eigenes Wort verstand.

»Meinen Verlust muß ich sogleich haben,« schrie der Eine.

»Ich auch!« ein Anderer.

»Ich auch!« tobten Alle.

»Wo ist er? Wo ist er, der Betrüger?«

»Ich werde ihn nach Hause bringen lassen,« meldete Ducati. »Er wird wohl sehr gefährlich krank werden. In einem solchen Zustande habe ich noch mein ganzes Leben keinen Menschen gesehen! — Er hat völlige Fraisen wie ein Kind! — Wenn ihn der Schlag nicht rührt, so ist dies ein Wunder des Himmels. — Erbarmen Sie sich wenigstens heute seiner! Es ist der Chirurg aus dem Hause bei ihm und läßt Zahlheim zur Ader!«

»Kein Erbarmen!« tobte die Mehrzahl.

»Stirbt er, so bekommen wir nichts!«

»Wir gehen mit ihm nach Hause.«

»Unser Geld soll er auf der Stelle uns geben müssen.«

In dieser abscheulichen Weise ließen sich die leidenschaftlichen Leute vernehmen.

Der Tumult steigerte sich immer mehr.

Endlich nahm ein Anderer aus dem Saale der Madame Lemnier das Wort.

»Meine Herren,« rief er, »nehmen Sie Vernunft an!«

Man lärmte fort.

Der Mann, welcher so eben sprechen wollte, stieg auf den grünen Tisch.

»In des Teufels Namen,« schrie er, »benehmen Sie sich doch nicht wie Wahnsinnige! — Wollen Sie rauben? stehlen? — So brechen Sie lieber gleich in der kaiserlichen Münze ein! — Sie betragen sich wie der Gassenpöbel, wie die verbrecherischen Gassenkehrer, die in Ketten die öffentlichen Plätze reinigen!«

Alles stutzte.

»Da sieht man so recht,« fuhr er fort, »wie scheußlich selbst gebildet scheinende Menschen sich geberden, wenn es sich um lumpiges Geld handelt!«

»Herunter mit diesem! — Wer ist denn der?« rasten Mehrere.

»Wer ich bin?« antwortete der Sprecher. »Degen her! — Ich werde mit jeder dieser gemeinen Bestien mich schlagen, die da gerufen: Herunter mit diesem! — Einen Dieb nenne ich den, der sich erfrecht, heute noch in die Wohnung Zahlheim's zu dringen. — Im Trüben möchten sie gerne fischen, die Gauner, wenn sie zehn Ducaten verloren, möchten sie hundert dafür haben! — Zudem hat Zahlheim das Zehnfache seiner heutigen Bank nicht zu ersetzen! Der Bojar erlitt den größten Verlust, und dieser entsagte seinem Gelde! — Wenn Zahlheim fünfzehntausend Ducaten zur Disposition stehen, so kann der gewissenloseste und pöbelhafteste Schreier befriedigt werden. — Auch haben wir Zahlheim in der Hand. — Wenn seine Behörde erfährt, daß er falsch gespielt hat, wird er mindestens aus seinem Amte entlassen, wenn ihm nicht noch Schlimmeres geschieht! — Die ekelhaften Schreier übersehen ganz, daß ihr Pöbelsinn die Polizei herbeiziehen kann, dann wird Alles hier verhaftet, Jeder bestraft und das Spielgeld für die Armen confiscirt, auch werden noch Geld- und Arrest-

strafen über Jeden verhängt, der an dieser Bank spielte; begreifen denn dies die Kurzsichtigen nicht, die hier um ein Maulvoll Ducaten so wahnsinnig krakelen, daß die Folgen ihrer Ungeberdigkeit noch weit ärger sind? — Der Einzige, den man nicht zur Verantwortung ziehen wird, bin ich, denn ich bin Graf Schwörnhort, Attaché der holländischen Gesandtschaft.«

Der Graf Schwörnhort war es wirklich. Er hatte noch vor seiner Abreise erfahren, daß Zahlheim bei Ducati spielen werde; daß Zahlheim in einer Maske spielen sollte, wußte der Graf zwar nicht, aber er favorisirte stets Zahlheim und ging in der Absicht zu Ducati, dem verunglimpften Zahlheim, wenn man ihn zu arg kränken würde, beizustehen.

Die lumpigen Kerle, welche so lärmten, waren Pointeurs aus der Simmeringer Spielhölle, die früher keinen Groschen an Zahlheim verloren hatten.

Die Ruhe war nun hergestellt und die Herren trennten sich mit der Zusage, sich am andern Tage bei Ducati einzufinden und das Resultat zu erfahren, was geschehen sollte.

Und Zahlheim?

Der Unglückliche!

Als man ihn einigermaßen zu sich gebracht hatte, bat er, ihn nicht in seine Wohnung — er fürchtete dort Insulten — sondern zu Ludmilla Fogger, in das sogenannte Spaliermacherhaus auf den Spittelberg zu schaffen. — Seine Mutter wollte er nicht erschrecken. — Daß des Bojaren Tochter für ihn verloren, das sah er wohl ein. — Endlich da ihn Ducati in Kenntniß setzte, daß Zablheim das im Spiele gewonnene Geld zurückgeben müsse, wenn er nicht dem Zorne seiner Peiniger verfallen und am Ende sein Amt,

seine Ehre, seine Freiheit verlieren wolle, hoffte Zahlheim, daß, wenn er Ludmillen ernstliche Heiratsanträge machen würde, daß sie ihm ein bedeutendes Capital opfern werde, um sich von seinen Verfolgern zu befreien.

IV.

Die Nacht nach dem Spiele bei Ducati.

Als der Bojar aus Ducati's Spielsalon nach Hause kam, zeigte seine Aufregung und Entrüstung, daß Zahlheim nicht nur beim »Pharo« überrascht, sondern auch als falscher Spieler entlarvt worden sei.

Rosaura ging auf ihren Vater hin, um ihm nach ihrer Gewohnheit die Hand zu küssen; er stieß sie zurück.

»Laß mich,« sagte er rauh und ungeberdig, »und danke dem Himmel, wenn ich Dich nicht verstoße!«

»Verstoße?« fuhr die Mutter tief verletzt auf; »weshalb sollte unser Kind verstoßen werden? Hast Du Dich von Zahlheim's Wortbrüchigkeit überzeugt, so kann Rosaura nichts dafür. Kränke sie nicht in dem unglücklichen Zustande, in welchem sie sich befindet.«

»Ist sie nicht Schuld an dem großen Jammer, der uns betroffen?«

»Sie? Ich glaube, deine Entrüstung macht Dich blind. Wir wollen hierüber nicht streiten; sage uns ruhig, was geschehen, und lasse uns überlegen, was zu thun sei.«

»Nichts ist zu thun! Ich habe den Elenden in meinem Zorne so gedemüthigt und beschimpft, daß, wenn er mit einer Million im Vermögen hier hereinträte und in seinem Amte mit Auszeichnungen überhäuft würde, ich ihm unser Kind,

ohne die größte Schmach über uns zu bringen, nicht zur Frau geben könnte.«

»Aber weshalb hast Du es denn so weit getrieben?«

»Wurden mir seine Schurkenstreiche nicht enthüllt? Wurde mir nicht Alles vorausgesagt, was geschehen könne?«

»Wer sagte dies voraus? Zahlheim's bitterste Feinde. Dieselben, welche ihm vielleicht die abscheulichen Schlingen legten, in die er fiel.«

»Ist er ein Kind? — Hat er nicht feierlich gelobt, nicht mehr zu spielen? Und nun spielte er nicht nur, sondern er betrog noch wie ein gemeiner Gauner. Hättest Du gesehen, wie schändlich er seine Kartenkünste trieb, und wie die elenden Manövres auf mich berechnet waren, wie ich hätte geplündert werden sollen; — o, es war zu niederträchtig! Abgesehen davon, daß er sich einer elenden Maske bediente, was ich noch übersehen will, weil Diebe und Räuber sich gerne vermummen, so kann ich nicht die abscheuliche Invitation vergeben, mit der ich durch Ducati ausdrücklich aufgefordert wurde, große Summen mitzubringen, weil der Bank ein ungeheueres Capital zu Gebote stehe.«

»Das beweist nichts. Was Ducati verhieß, hat nicht Zahlheim verheißen.«

»Und endlich, warnte ihn nicht Rosaura? — Wähnt Ihr, ich wüßte es nicht, daß Rosaura kurz vor der Eröffnung des Spieles ihm einen Brief zustellen ließ? Ich sah ihr Kammermädchen noch im Vorsaale. Schon wollte sie vor mir entfliehen, ich aber ergriff sie und zwang ihr das Geständniß ab. Hat sie Euch nicht gesagt, daß ich sie ertappte! — In Gottes Namen, dachte ich, Rosaura soll ihn warnen, ich verzeihe ihr. Er soll ihr Gatte werden, weshalb soll sie nicht

Alles aufbieten, daß er ihr erhalten bleibe? — Ich zögerte, ich ging erst nach einer halben Stunde in den Saal; ich ließ Zahlheim nicht nur Zeit den Brief zu lesen, sondern auch einen Vorwand zu ersinnen, das Spiel aufzuheben. — Zahlheim fand es entweder nicht der Mühe werth, den Brief zu lesen, oder er las ihn und dachte: »Du schreibst mir lange gut, einfältiges Ding! deines Vaters Ducaten locken mich mehr als deine Liebe.«

»Das Letztere kann unmöglich der Fall sein!« rief Rosaura unter Thränen aus. »Mein Brief war zu eindringlich geschrieben; die ersten Zeilen lauteten:

»Tessin und Bourg haben Dich meinem Vater verra»then. Flieh, Unglücklicher, das Spiel; es steht Dir eine »schreckliche Katastrophe bevor!«

»Gesetzt, er hat deine Warnung nicht gelesen, kann ich dafür, daß er überhaupt spielte? daß er falsch spielte? — Nein, Rosaura, dieser verworfene Mensch läßt sich nicht vertheidigen; das Maß seiner Schande ist übergegangen!«

»Ich habe ihn verloren; ich sehe es ein, daß ich ihn aufgeben muß; einem Manne, der so tief sank, kann ich nicht meine Hand reichen; aber Eins, Vater, verweigern Sie mir nicht, das Eine, daß ich ihn nicht verdammen möge, ohne daß ich ihn noch einmal gesprochen; ich will aus seinem Munde hören, daß er meinen Brief gelesen; nur dies von ihm zu erfahren gestatten Sie mir!«

»Nie! Du darfst ihn nie mehr sprechen, nie mehr sehen!«

»In meiner Gegenwart,« bat die Mutter.

»Da könnt Ihr Euch an sein Krankenbett begeben, denn er war nahe daran, vom Schlage gerührt, keine Kartenkünste mehr zu machen.«

»O Du mein heiliger Gott!« flehte Rosaura, »gib mir Stärke!«

Sie fiel an der Seite ihrer Mutter auf das Sopha hin.

»Da haben wir's!« rief die Mutter. »Durch deine Härte und Grausamkeit opferst Du unser einziges Kind auch noch. — Rosaura, Rosaura, geliebte Tochter, erhole Dich! — Es soll geschehen, was Du wünschest; ich begleite Dich zu Zahlheim. Vielleicht vermag er sich wenigstens vor Dir zu rechtfertigen. — Ein gerechter Richter sucht selbst bei einem Mörder Milderungsgründe auf; wir wollen ebenfalls erforschen, was seine Schuld mildern kann. — Dies mußt Du gewähren,« sagte die Mutter zu dem Vater; »vielleicht entdeckt er uns, auf welche Weise Tessin und seine schurkischen Helfershelfer Zahlheim bestrickten; dann mußt Du gnädig sein, denn Gott ist gnädig; oder Rosaura überzeugt sich, daß sie einem Erbärmlichen ihr Herz zugewendet, dann wird sie von ihrer Liebe geheilt werden.«

»Es sei!« sagte der Bojar; »ich will mir keine Vorwürfe machen. Möglich, daß ich zu unbarmherzig mit ihm verfahren. Der Zustand meines bedauernswerthen Kindes erheischt, daß ich noch Rücksicht auf den Verirrten nehme.— Morgen, in des Himmels Namen morgen, so früh Ihr wollt, macht euere Schritte. Rosaura, hörst Du, ich will nicht dagegen sein, daß Du den letzten Versuch unternimmst, den Mann, den Du liebst, in einem besseren Lichte, als ich ihn gesehen, zu zeigen.«

Rosaura erhob sich.

»O mein edler Vater, meine gute Mutter, wie danke ich Ihnen! — Vergeben Sie mir meinen heftigen Schmerz um den Geliebten, um den Vater meines Kindes!«

»Du bedarfst der Ruhe, Rosaura,« bemerkte die Mut-

ter und drückte mit inniger Zärtlichkeit die arme Dulderin an sich. »Hoffe, hoffe auf den nahen Tag! Weine nicht mehr. Wenn wir Beide die Richterinnen des Verirrten sein werden, soll sein Urtheil gewiß milde ausfallen.«

Vater und Mutter schlossen die arme Leidende in ihre Arme und geleiteten sie in ihr Schlafzimmer.

* * *

Wir kehren zu Zahlheim zurück.

Was er wünschte, geschah. Ducati ließ ihn, nachdem er ihn seiner Maskerade entkleidet, welche, wie der Leser erfahren hat, Tessin dem bethörten Spieler verschafft hatte, in die Wohnung der Ludmilla Fogger in einer Sänfte transportiren.

Es machte in der Nacht, in der im Jahre 1785 etwas nach Krähwinklerweise eingerichteten Vorstadt Spittelberg kein geringes Aufsehen, als ein paar »Sesselträger« am Spaliermacherhause schellten, und ein von Ducati mitgesendeter Diener Einlaß begehrte.

»Jesus, Maria und Joseph!« rief die Hausmeisterin, »was soll denn das vorstellen? — Hier ist doch kein Spital, daß Sie da mit einem Tragsessel anrücken.«

»Das weiß ich,« antwortete der Marqueur, der als Transportführer im Geiste seiner Instruction Auskunft zu geben hatte, »aber dennoch verlangt hier ein Kranker Einlaß. — In diesem Hause wohnt doch wohl Mamsell Ludmilla Fogger?«

»Die alte Jungfer? O ja, über den Gang, die dritte Thüre.«

»Der Herr, den wir bringen, ist Ihr Herr Vetter; er

ist auf der Reise nach Wien erkrankt. Er hat in der weiten Kaiserstadt Niemand, bei dem er Unterkunft und Pflege finden könnte, als bei seiner guten Muhme.«

»Ja, eine Mumie ist sie,« erwiederte die Hausmeisterin.

»Lassen Sie mich hinauf zu ihr, daß ich sie auf die Ankunft ihres Herrn Vetters vorbereiten könne.«

»Was fällt Ihnen ein? Das wäre eine schöne Geschichte! — Sie hat, wie so viele alte Jungfern, gewiß ein »Stucker« zwölf Hund'; diese »belleten« uns das ganze Haus auf, wenn ein fremder Mensch bei ihr anklopfen würde, besonders der Finettel, das große keifende Vieh, der »machet« ein Spectakel, als wenn der »bairische Hirsel« käm'. — Warten Sie da. Ich geh hinauf; mich kennen die Hunde, weil ich Ihnen alle Tag, wenn sie in den Hof herunterkommen, ein paar »Steiner nachwirf.« Vor mir habens Respect, wenn sie meine Stimm' hören. — Wie heißt denn der Herr Vetter?«

»Franz! Sagen Sie nur der Mosje Franz von Zahlheim; da hat sie gewiß eine rechte Freud', wenn sie seinen Namen hört.«

»Ich »nehmet« gerne Anstand,« versetzte die Hausmeisterin. »Eigentlich schickt sich's nicht, zu einer ledigen Weibsperson, aber die ist zu alt und zu »schiech,« in der Negligée sieht sie gar mechant aus. Gehen wir nur; es ist keine Gefahr dabei. — Aber sehen möcht' ich den Herrn.— Er ist doch kein »Mürder?« — Hören Sie, man hört jetzt so schauderhafte Stückeln. In der vorigen Woche haben »sie« um acht Uhr Abends einem Schneider im Finstern ein paar Ohrfeigen gegeben und haben ihm den Hut und die »Pa-

rocken« vom Haupte herabgestohlen; man weiß noch heutigen Tages nicht wer es gewesen ist.«

»Ach, zögern Sie doch nicht so lange!« flehte Zahlheim in seinem Kasten, »ich bin ja todkrank!«

»Richtig,« rief die Hausmeisterin, »den Patienten wollte ich ansehen!«

Sie leuchtete ihm mit der Laterne ins Gesicht.

»Pfui Teufel! Der ist weiß im Gesicht wie ein Mehlmesser und »Augenbram« hat er wie ein paar Stiefelbürsten! — Nun, sterben's nur nicht, Sie sollen sogleich eine Unterkunft finden.«

Sie ging.

Man hörte sie an Ludmillens Thür klopfen.

Man hörte die Hausmeisterin, nachdem eine Thür geöffnet wurde, nach einigen Minuten, sprechen.

Plötzlich bellten die Hunde, wahrscheinlich aus Freuden, denn Jungfer Ludmilla verließ ihre Wohnung.

Ludmilla rief ein Dutzend Namen aus dem Hundskalender.

Die Bestien schwiegen nicht.

»Lassen's »mi« über sie,« sagte die Hausmeisterin.

Die Hunde bekamen jämmerliche Fußtritte.

Jetzt erschien Ludmilla mit einem Wachslichte in der Hand.

Ein solches Negligée trug vielleicht nur Noahs Weib in der Arche.

Ludmilla, welcher die Natur alle Wölbungen an ihrem Körper versagt hatte, sah aus wie ein Kehrbesen, mit Leinwand überzogen. Eine Haube mit einem hochrothen Seidenbande war das einzige Gefärbte an ihr.

»Wo ist er? Wo?« schrie sie. »Krank, krank ist mein Zahlheim?«

Zahlheim steckte den Kopf aus dem Fenster der Chaise und knickte augenblicklich zusammen; ob aus Schreck über diese gräßliche Carricatur oder aus physischer Ermattung, kann nicht angegeben werden.

Die Träger öffneten die Sänfte und halfen dem Leidenden heraus.

Ludmilla wollte ihm augenblicklich um den Hals fallen.

»Aber was wollen Sie denn?« fragte die Hausmeisterin, »sehen Sie denn nicht, daß ihm ohnehin schon übel ist?«

Zahlheim wurde in die Wohnung geführt.

Der Marqueur Ducati's stellte dem Kranken einen Brief zu.

»Diesen Brief hat man in Ihrem Gürtel gefunden,« sagte der Marqueur. »Und hier,« flüsterte er Zahlheim ins Ohr, »sendet Ihnen mein Herr zwölf Ducaten aus seinem Sacke, damit Sie vom Gelde nicht ganz entblößt sind.«

Zahlheim ließ sich Brief und Geld in die Tasche schieben.

Darauf entfernten sich Träger und Marqueur.

Die Hausmeisterin sagte zu Ludmilla:

»Auf den Herrn Vettern können Sie gut Acht geben und ihm gleich einen Camillenthee machen, sonst haben wir morgen eine Leich'. Apropos, wer bezahlt mir denn meine Ungelegenheit? Ich kann die schönste »Strauken« kriegen in dieser abscheulichen Nacht, und die Hund' hab' ich ordentlich treten; dies wird doch eine Erkenntlichkeit verdienen?«

»Da haben Sie einen »Leopoldi-Siebzehner!« hauchte Ludmilla.

Die Hausmeisterin fühlte sich überglücklich durch dieses Geschenk.

Ludmilla war ihr ganzes Leben noch nicht so großmüthig als in jener Nacht.

V.

In der Wohnung Ludmillens.

»Wer den Kopf verloren, hat Alles verloren!« Das ist zwar ein altes Sprich- und Wahrwort, aber bei Zahlheim bestätigte es sich neuerdings.

Er hatte den Kopf wirklich verloren.

Wohl verfolgte ihn sein böser Stern unaufhörlich, wohl führten ihn die Rache und Bosheit Tessin's an den Rand eines schauderhaften Abgrundes; er sah seinen Fall vor sich, aber er taumelte in seiner tollen Leidenschaft immer weiter, bis er alle Besinnung verlor und seinen endlichen Sturz nicht mehr zu hemmen vermochte.

Ergreift es den Leser nicht mit Entsetzen, daß ein Mann von entschiedenen Kenntnissen, von Talent und Befähigung, keine Ressource in sich selbst fand, daß er den Zufall, das launische Glück, zum Herrn seines Schicksals einsetzte, und als ihm die Gunst Fortunens versagt wurde, zu Täuschungen und zum Betruge seine Zuflucht nahm?

Die Tochter eines biedern und überaus reichen Mannes, ein Mädchen schön und jung, das ihm seine Unschuld opferte; die Herzlichkeit und Güte ihrer Eltern, seine amtliche Stellung, seine Aussichten durch Fleiß und Verwendbarkeit immer mehr Geltung zu erhalten; seine brave alte

Mutter, das Andenken seines Vaters, der ihm nicht nur einen unbefleckten Adel hinterließ, sondern auch in den Studien so weit führte, daß er von seinen erlangten wissenschaftlichen Schätzen ein reiches Interesse hätte ernten können; alles dies hielt ihn nicht ab, einer verderblichen Leidenschaft, der Leidenschaft des Spieles, nachzuhängen, und im »Pharo« Alles zu verlieren, eine beseligende Vergangenheit, eine freudenvolle Gegenwart und eine, Ehre, Ruhm und Heil verheißende Zukunft!

* * *

Als Zahlheim bei Ludmilla eintrat, wurde er auf ein Sopha placirt. Noch in der Nacht besorgte seine Freundin einen Arzt, der die zweckmäßigsten Mittel anwendete, dem Kranken beizustehen und ihn zu pflegen. Der Doctor selbst wachte die ganze Nacht bei ihm, und man mußte es Mamsell Fogger zum Ruhme nachsagen, obgleich sie sonst sehr kargte und geizte, sie ließ es an nichts fehlen, dem Kranken Alles zu bieten, was zu seiner Genesung erheischt wurde.

Als der Morgen anbrach und der Arzt den Patienten verließ, war dieser schon so weit hergestellt, daß er sich von seinem Leidenslager erheben und im Zimmer herumgehen konnte. Am meisten stärkte den Kranken ein drei Stunden lang währender Schlaf, endlich der Gedanke, daß er von den unbarmherzigen Menschen, die er im Spiele so abscheulich verkürzt, in dieser abgeschiedenen Wohnung nicht verfolgt werden könne, was ihm von allen Martern, die sein Herz zerfleischten, als die gräßlichste erschien.

»Ludmilla wird mir einen Theil ihres Vermögens

opfern,« dachte er, »ich werde die rohen Schreier befriedigen, und nur eine kurze Zeit wird hinreichen, in Wien, wo ein auffallender Vorfall den andern begräbt, diese unglückliche Geschichte vergessen zu machen.«

Während Ludmilla in ihrem Schlafzimmer Toilette machte, um sich durch alle möglichen Behelfe, Jugend und Schönheit anzuheucheln, recapitulirte Zahlheim die Vorgänge am Spieltische, und lebendig trat ihm nun die Ueberzeugung vor die Seele, daß er ein Opfer der schwärzesten Verrätherei sei, daß jeder Schritt, den er gemacht, dem Bojaren mitgetheilt worden, daß ihm mit allem Raffinement eine Falle um die andere gestellt, und er so recht systematisch zu Grunde gerichtet worden sei.

»Ha! Tessin,« rief er aus, »das ist dein Werk!«

Nun fiel ihm die letzte Unterredung mit diesem Teufel ein. Jedes Wort des Scheusals hallte in Zahlheim's Seele wieder.

»Du hast Dich gräßlich an mir gerächt! Ungethüm! Aber laß mich jetzt wieder wohlhabend und reich werden, und Du sollst erfahren, daß meine Rache an Dir noch gräßlicher sein wird, als die deine an mir!«

Endlich fiel ihm der Brief der Dame ein, den er vor Eröffnung der Bank erhalten.

Er erinnerte sich, daß Ducati's Diener ihm in der Nacht bei dem Eintritt in das Haus Ludmilla's denselben eingehändigt.

Er suchte den Brief in seiner Tasche. — Er fand ihn; er erbrach ihn und las seinen Inhalt.

Er wurde von diesem Inhalte auf eine so heftige Weise empört, daß er vor Wuth und Entrüstung laut aufschrie und in eine wahre Verzweiflung ausbrach.

Erst bei Lesung der Unterschrift gedachte er Rosaurens, aber nicht wie ein Liebender der Geliebten gedenkt, sondern wie ein Freund einer Freundin oder einer guten Bekannten. Diese Macht übt die Leidenschaft des Spieles, daß sie alle andern Leidenschaften zum Schweigen bringt.

»Rosaura!« sagte Zahlheim, »wie edel wäre es gewesen, wenn Du selbst an den Pharotisch getreten, und ehe noch dein Vater mich beschimpft hatte, ihm an das Herz gelegt, daß er Dich zu Grunde richte, wenn er mich zu Grunde richtet. — Du bist auch nur ein gewöhnliches Weib, und ich beklage es nicht, daß ich Dich verliere.«

Jetzt war endlich die Toilette Ludmillens geordnet.

Sie trat aus ihrem Boudoir, und wie sie selbst sagte, gleich der Sonne aus den Wolken.

Sie hatte das Brautkleid ihrer seligen Mutter angezogen, das diese vor fünfzig Jahren modern nannte.

Auf den Wangen hatte Ludmilla eine solche Masse ordinärer Schminke aufgelegt, daß Zahlheim nicht zu husten wagte, sonst wären ganze Schichten Farbe, gleich einer Lawine, herabgestürzt. An Schönheitspflästerchen hatte Ludmilla ein ganzes Dutzend aufgeklebt. Ihr Gesicht glich einer stark zerschossenen Scheibe von der Schießstatt, und die Frisur enthielt, gleich einer Terrasse, so viele Abtheilungen und Schichten, daß Zahlheim unwillkürlich an eine alte Hofdame der Kaiserin Maria Theresia erinnert wurde, die sich nie in einer Gesellschaft zeigen konnte, außer es gingen links und rechts eine Kammerjungfer einher, welche die Frisur unterstützten, damit sie nicht, wie ein schwerer Heuwagen, auf welchem der Wiesbaum schwankt, auf irgend einer Seite herabstürze.

»Nun, wie seh' ich aus?« fragte Ludmilla, »wie seh' ich aus, Zahlheim?«

»Göttlich!« rief der Heuchler. »War ich blind, daß ich diesen Engel der Schönheit und Herzensgüte je einer Andern nachsetzen konnte!«

»Was ist's mit der Andern? Wieder eine Andere?« fuhr Ludmilla eifersüchtig auf; »zuerst war es eine Bojarenstochter, und nun ist's wieder eine Andere!«

»O, die Bojarenstochter meine ich ja eben!« sagte Zahlheim.

»Ist es einmal aus mit ihr?« keifte Ludmilla. »Es war die höchste Zeit. — Ich bin ihr einmal »zu Lieb« gegangen, um sie kennen zu lernen; ein unreifes Ding! — Zu alt, um mit der Docken zu spielen, und zu jung, um sich in ein zärtliches Verhältniß mit einem Manne einzulassen. Die ist ja gewachsen wie eine Wespe! — Sie bricht ab in der Mitte bei der ersten Umarmung; da umarmen Sie mich, Zahlheim, Alles Bein, Alles hart wie Stahl und Eisen; Alles Rippen und Kruspel, ein Weib für die Ewigkeit, so gespitzt und schlank wie der Michäler-Thurm!«

»Ich sehe es ja, Ludmilla, ich habe ja Augen im Kopfe; Augen, die mir aber jetzt erst aufgehen.«

»Sehen Sie, dazu war die Krankheit! Gott schickte sie Ihnen zur Beendigung Ihrer Blindheit. — Sagen Sie mir jetzt, wie Sie sich befinden, und ob ich jetzt den Kaffee machen darf? Der Doctor hat Ihnen ja ein paar »Schalerln« erlaubt; aber »viel weiß,« hat er gesagt, der »schwarze« geht Ihnen ja zu sehr ins Blut!«

»Ei was Doctor!« erwiederte Zahlheim; »ich denke

nicht an den Doctor; Sie waren mein Arzt, meine Retterin, o bleiben Sie meine heilsame Medicin ewig!«

»Wollen Sie mich denn einnehmen, Sie Schlimmer?«

»O Gott, stündlich! Alle fünf Minuten!«

»Wie man eine Frau einnimmt?«

»Eine süße Frau! — Ach, wenn Sie, liebliche Medicin, nur bei mir bleiben?«

»O ich halte aus! Sie werden es schon sehen. — Ich schlage Ihnen vor, daß Sie gleich bei mir wohnen! — Das Zimmer, in dem wir uns befinden, hatte ich ohnehin immer an ungarische Gardisten verlassen; seien Sie jetzt mein Gardist! — In vier Wochen heiraten wir dann.«

»Ich habe, wie Sie wissen, noch Geld an den Bojaren zu bezahlen, viel Geld!«

»Diesen ließ ich warten! Justament bekäme mir der Bojar keinen Heller, und wem Sie noch schuldig sind, ebenfalls keinen Heller; nur wer seine Gläubiger nicht bezahlt, der hat ein ruhiges Leben.«

»Ruhig? — Da wissen Sie nicht was ein Gläubiger ist! — Die Aufgeklärten behaupten, es gebe keinen Teufel mehr; die Aufgeklärten sollen einen Schuldschein unbezahlt lassen, und sie haben die Hölle auf Erden!«

»Reden wir von etwas Anderem! — Apropos! Ich wollte Sie schon längst fragen: Wie kam es denn, daß Sie in der Nacht, im kranken Zustande zu mir kamen und nicht zu der Mama?«

»Hätte sie mich so pflegen können wie Sie? — Wäre ich so schnell wieder zum Bewußtsein gekommen wie bei Ihnen?«

»Das macht die wahre Liebe! Bei andern Männern wirkte ich bisher auf entgegengesetzte Weise. Nie hatte ich

einen Gardisten in meinem Monatzimmer, der nicht in Ohnmacht gefallen wäre, wenn ich mich ihm näherte, und besuchten mich andere Männer, — in dem Augenblicke, in welchem sie mich näher kennen lernten, blieben sie aus! — Sie liebten nicht, die Elenden! Sie kannten das Gefühl der Liebe nicht! — Amors Pfeil prallt ab von den Leibern der Unwürdigen! — Zahlheim, Sie, Sie allein hat Gott begnadigt, von »Copido« getroffen zu werden!«

»O wüßten Sie wie es geschah, daß ich in Ihr Haus kam!«

»O erzählen Sie! Ich mache indeß in meinem eisernen Ofen den Kaffee. — Die Hausmeisterin wird sogleich Obers und Kipfeln bringen. — Erzählen Sie, ich höre zu!«

Zahlheim hütete sich wohl, seine unglückliche Geschichte zu erzählen. Der knauserischen Mamsell sich als leichtsinnigen Spieler zu schildern, das unterließ er weislich. — Er erfand daher ein Märchen, das Ludmilla ganz für ihn einnehmen sollte. Er gab nämlich an, daß der Bojar und seine Tochter sich in Schmähungen über die Mamsell Fogger erschöpft und sich über seine Liebe zu ihr lustig gemacht hätten.

»Sie können wohl denken,« setzte er hinzu, »daß ich hierüber außer mir kam. Ich gab den Hohn zurück; ich nannte den Vater einen abgeschmackten Narren, die Tochter ein aufdringliches Ding! — Unser Zank wurde immer heftiger. Als ich dem Bojar und seiner Rosaura Abbitte leisten, und meine Beschuldigungen zurücknehmen wollte, da rief er seine Domestiken — und — nun erlassen Sie mir, zu erzählen, was geschehen.«

»Man war brutal mit Ihnen?«

»Schauderhaft! — Doch für Sie, Ludmilla, duldete ich Alles.«

»Zahlheim!« rief Ludmilla, »ich könnte Ihnen um den Hals fallen!«

»Jetzt nicht,« bat Zahlheim. »Es ist Jemand in der Küche, ich höre schon einige Minuten ein Geräusch und Geflüster. Ich fürchte, man belauscht uns.«

»Es wird die Hausmeisterin sein, und mit dem Finettel discuriren.«

„Nein! nein! Kann man denn in der Küche hören, was man hier im Zimmer spricht?«

»Leider! — ich will doch nachsehen.«

Ludmilla öffnete die Thüre.

Zahlheim's Mutter, die Gattin des Bojaren und Rosaura traten ein.

VI.

Folgen des gemeinen Geizes.

Für Einen, der nicht der Worte bedarf, um wahrzunehmen, was gesagt werden soll, wenn man auch nicht spricht, der die Handschrift der Seele aus den Gesichtszügen liest, für einen Physiognomiker wäre der Anblick von Zahlheim's Gesichte, von den Gesichtern der Uebrigen, welche sich in dem Zimmer Ludmilla's befanden, von unbeschreiblichem Werthe gewesen. In den ersten zwei Minuten sprach keines der höchst unangenehm Ueberraschten ein Wort.

Zählheim glich einer Statue.

Rosaura klammerte sich an ihre Mutter, um nicht ihr Bewußtsein zu verlieren.

Die einzige Person, welche nicht ihre Besinnung verlor, war Zahlheim's Mutter. Sie ging auf Zahlheim zu und sagte:

»Franz, wie und wo muß ich Dich wieder finden! Also Alles hast Du im Spiele verloren, deine Ehre, deine Habe, deine persönliche Sicherheit? Deine Braut hast Du auf eine Karte gesetzt? O spiele doch auch um das Leben deiner Mutter! Sie wird Dir Dank wissen, wenn Du sie verlierst; — bist Du selbst verloren, will auch die Mutter nicht gewonnen sein!«

Zahlheim stand unbeweglich und stierte vor sich hin.

»Deine Rosaura will Dich noch einmal sehen, ehe sie Dir für ewig entsagt. Sie kam mit ihrer Mutter zu mir, weil sie Dich in deiner Wohnung nicht fand, weil ihr in deinem Amte Niemand über Dich Auskunft zu geben vermochte. — Sie erzählte mir von der Demüthigung, die Du erlitten, und nannte den Schauplatz deiner Niederlage das Café Ducati. Wir eilten dahin und erfuhren, daß Du todkrank, an Leib und Seele gebrochen, Dich hierher bringen ließest; weshalb gerade hierher? weshalb nicht zu deiner Mutter? ich fasse es nicht.«

»Erlauben Sie,« fiel Ludmilla giftig der Frau Zahlheim in die Rede, »wenn Sie dies nicht fassen, so will ich es Ihnen sagen: weil er bei mir allein noch auf ein Herz rechnen konnte, das ihn nicht verstieß.«

»Habe ich ihn verstoßen?« fragte die Mutter.

»Oder meine Tochter?« setzte Rosaurens Mutter hinzu. »Meine Tochter schrieb ihm, warnte ihn — er schlug die Warnung in den Wind, oder fand es nicht einmal der Mühe werth, ihren Brief zu lesen!«

»Hier liegt er in Stücke zerrissen auf dem Boden!« schluchzte Rosaura; »o mein Gott!«

»Meine liebe Mamsell,« gab Ludmilla zurück, »Sie brauchen hier nicht zu weinen, und meinem Franz an seiner Zufluchtsstätte Vorwürfe zu machen, nach dem was er, seiner eigenen Angabe nach, bei Ihnen und durch Ihren Vater und seine brutalen Hausleute erlitten, haben Sie gar kein Recht mehr auf ihn.«

»Bei mir? durch meinen Vater und seine brutalen Hausleute?« fragte Rosaura.

»Wir sahen ihn seit jener verhängnißvollen Woche mit keinem Auge mehr,« setzte ihre Mutter hinzu.

»Franz!« betonte seine Mutter, »ohne es zu wollen, hörten wir bei dem Eintritte in diese Wohnung die abscheulichen Lügen, die Du dieser Mamsell vorgemacht. Vergebens wollte ich durch ein Geräusch, das ich veranlaßte, Dich mahnen, daß Du gehört werdest; Du aber warst so im Zuge mit den jämmerlichsten Märchen, daß Du fort und fort sprachst und immer toller Dich vernehmen ließest.«

»Wenn Sie gehorcht,« versetzte Ludmilla, »so nehmen Sie sich's zur Notiz, was Sie gehört haben. Wahrscheinlich wird es auch Mamsell Rosaura zu Ohren gekommen sein, daß wir in vier Wochen heiraten, daß Zahlheim von heute an schon bei mir im Hause bleibt! — Dann wird aller Noth gleich ein Ende sein! Zahlheim hat Schulden, ich weiß es, ich werde ihn rangiren. Wer etwas zu fordern hat, soll nur zu mir kommen, auch Ihr Herr Papa, der Bojar. Er wird doch handeln lassen!«

»Mein Gatte,« erwiederte die Frau des Bojaren, »verzichtet auf immer auf Herrn Zahlheim und sein — Geld. Er

hat unser Kind unglücklich gemacht; Rosaura kann den Tod davon haben, aber selbst der Tod ist besser, als ein Dasein an seiner Seite verleben in Ehrlosigkeit und Schande.«

»Jetzt haben Sie Zeit, daß Sie fortkommen,« keifte Ludmilla; »doch das kommt daher, Herr von Zahlheim, daß man Ihnen solche impertinente Reden ins Gesicht schleudern darf, weil Sie schweigen, wie der Ries' auf dem Burgplatz, und nicht eine Sylbe von sich geben. Reden Sie! Erklären Sie, daß Sie mich heiraten und die Luft wird sogleich rein sein!«

Zahlheim's Lage war so peinlich, daß er kaum sprechen konnte.

Endlich ermannte er sich.

»Gedemüthigt vom Vater Rosaurens,« sprach er, »zurückgewiesen von ihrer Mutter, ohne ein Zeichen von Erbarmen und Liebe derjenigen, welche ich meine Gattin nennen wollte — erkläre ich mich für Ludmilla, die mein Leben gerettet, meine verlorne Ehre mir wieder gewinnen hilft, und mich nicht verstoßen hat, nachdem mich Alles — verstoßen!«

Rosaura stieß einen Schrei aus. »Unnatürlicher, unbarmherziger, undankbarer Mensch!« sagte sie und sank ihrer Mutter in die Arme.

»Wahnsinniger!« setzte seine Mutter hinzu, »Du gibst Rosaura auf, die schon vor Gott dein Weib ist?«

»Mag sie darüber ihren Vater anklagen, nicht mich! Er hat das heilige Band, das uns für ewig verknüpfen sollte, zerrissen. — Er hat mich vernichtet, nicht mein Schicksal. An ihm war es, mir, dem Sinkenden, seine Hand zu reichen, und nicht mit meinen Feinden in Gemeinschaft zu handeln, um mich zu stürzen! Rettung! rief ich; Ludmilla rettete mich. Ihr gehöre ich an.«

Ludmilla hing sich mit widerlicher Zärtlichkeit an ihn.

Rosaura gewann ihre Kraft wieder.

So duldend und leidend sie sich bisher zeigte, so heroisch stand sie nun Zahlheim gegenüber.

»Ich müßte mich selbst verachten,« sprach sie, »wenn ich Ihnen nur einen Augenblick noch Theilnahme schenken könnte! Sie lehren mich, daß man nur an sich zu denken habe, und daß selbst die heiligsten Gefühle schweigen müssen, wenn die Selbstliebe erwacht. — Auch ich habe mich selbst zu beachten! Ich und mein Kind sind von Ihnen vergessen! Ich und mein Kind werden dessenungeachtet nicht untergehen. Mein Vater wird seinen Namen meinem Kinde geben, ein ehrlichen Name wird dasselbe beglücken und die Waise für den Namen Zahlheim entschädigen, der auf der Spielbank verloren ging!«

Sie ergriff den Arm ihrer Mutter und eilte mit ihr fort.

»Von nun an, Franz, gebe ich Dich für verloren,« sprach die Mutter Zahlheim's. — »Noch wäre es Zeit gewesen, Dich zu retten! Reuig hättest Du deiner Braut und ihrer Mutter zu Füßen sinken sollen.«

»In meiner Gegenwart?« fuhr Ludmilla auf; »nun das hätte ich erleben mögen!«

Die Mutter Zahlheim's beachtete die widerliche Person nicht und fuhr fort:

»Reuig hättest Du bekennen müssen, daß Du Dich schwer versündigt an einem engelguten Geschöpfe, an ihrem braven Vater und ihrer engelsmilden Mutter — Du aber, statt zerknirscht an dein sündhaftes Herz zu schlagen, und an dem letzten Schritte, den Rosaura für Dich that, zu erkennen, daß Du noch immer auf ihren

Besitz hoffen könnest, tratst mit einer Rücksichtslosigkeit ihr entgegen, als wenn sie Dich, und Du nicht sie in's Unglück gebracht. — Du hoffst auf Ludmilla Fogger und wähnst, diese werde deine Retterin werden? — Du irrst! Ihr Geiz ist mir bekannt. — Sie ließ ihre eigene Mutter sterben, weil sie die Ausgaben für den Doctor und Apotheker scheute. Sie wird Dich eher elend umkommen lassen, ehe sie ihr Vermächtniß angreift; Du hast nur acht Tage Zeit die Summen aufzubringen, die Du, wie man Dich beschuldigt, im falschen Spiele gewonnen, und die Du zurückgeben mußt, soll dein Amt nicht Kenntniß erhalten, welche Teufelskünste Du erlernt hast, um in Pharo zu gewinnen. Der Cafetier Ducati, welcher Dir diese Frist bei deinen erbosten Feinden erbeten, läßt Dir durch mich sagen, außer den 6000 Ducaten, die sich in seinen Händen befinden, mußt Du noch 6000 Ducaten schaffen, innerhalb von acht Tagen schaffen, um alle durch Dich Betrogenen zu befriedigen, sonst erfährt der Bürgermeister dein Treiben, und Du verlierst deine Anstellung.«

»Sechstausend Ducaten!« schrie Ludmilla auf.

»Sechstausend Ducaten,« wiederholte die Mutter, »nur sechstausend Ducaten, denn hätten der Bojar und Graf Schwörnhort auf den Ersatz ihrer Verluste nicht verzichtet, würde deine gegenwärtige Braut, trotzdem daß sie verlauten läßt, ein Vermögen von 60,000 Gulden zu besitzen, nicht reich genug sein, Dir zu helfen. — Du weißt nun was geschehen soll, Ludmilla Fogger weiß nun was ihre Aufgabe ist. Liebt sie ihr Geld nicht mehr als Dich, so wird sie Dir beistehen.«

Frau Zahlheim wollte sich entfernen.

»Noch einen Augenblick, Mutter! Verlassen Sie mich nicht, ohne von Ludmilla zu vernehmen, daß sie mich retten

werde. Sprechen Sie, Ludmilla, beruhigen Sie meine Mutter; flößen Sie ihr mehr Vertrauen ein, als sie bis jetzt zu haben scheint. Ludmilla, ich beschwöre Sie, helfen Sie mir mit der genannten Summe! Sie haben es gehört, was mir bevorsteht. — Ich werde mindestens meines Dienstes entlassen, wenn mir nicht noch Schlimmeres, ja das Schlimmste bevorsteht!«

»Larifari!« versetzte Ludmilla, »so arg wird es nicht sein. — Ihre Mutter ist dagegen, daß Sie mich heiraten, und möchte mir gerne Ihren Besitz recht schwierig machen; aber ich kenne das! Mich schrecken die trüben Bilder nicht, die mir vorgespiegelt werden! — Ich betrachte die Schulden, die Sie haben, als Spielschulden, und zur Bezahlung von Spielschulden wird Sie keine Behörde der Welt verdammen — und der Bürgermeister wird Ihnen den Kopf nicht abreißen! — Lassen Sie mich mit ihm reden, ich werde ihn schon herumkriegen!«

»Also gar nichts wollen Sie für mich thun?«

»Alles! Nur muß ich erst Ihre Gattin sein! Ich muß eine Garantie haben, daß ich die Opfer, die ich Ihnen zu bringen geneigt sein könnte, nicht vergebens bringe.«

»Leb' wohl, lieber Franz,« sagte die Mutter. »Mit Thränen nehme ich von Dir Abschied. Ich habe Dir gesagt, daß ich Dich für verloren halte; aus den Aeußerungen deiner Ludmilla sehe ich, daß Du es bist! — In Ludmilla Fogger schlägt kein Herz! — Leb' wohl, armer Sohn; nach acht Tagen sehe ich dein Schicksal entschieden! — Verfällst Du demselben, nimmt man Dir deine Stelle und deine Freiheit, dann mache Dich gefaßt, daß man auch mich Dir nimmt — dann begräbt man mich! Die Schande wird mich tödten!«

Frau Zahlheim brach in ein heftiges Weinen aus. — Sie umarmte ihren Sohn und entfernte sich.

Zahlheim war tief erschüttert und sank wie vernichtet auf einen Stuhl.

»Was ist Ihnen?« fragte Ludmilla. »Ich glaube gar, das Alte-Weibergewäsch fällt Ihnen auf's Herz? Das sage ich Ihnen gleich, von dem Augenblicke an, als wir Mann und Frau, darf mir Ihre Mutter nicht mehr ins Haus! — Das ginge mir noch ab! — Eine solche Schwiegermutter könnte ich brauchen! — Glaubt diese Madame, die Ducaten wachsen wie die Champignons im Keller? — Mein Vater und meine Mutter haben vierzig Jahre gespart und gegeizt, um mir ein Vermögen zu hinterlassen, und ich soll dasselbe zu Herrn Ducati bringen, damit Spieler und Abenteurer mich fein auslachen? — Ich werde wissen was ich zu thun habe! Ihre Mama wird über das, was ich besitze, nicht zu verfügen haben, Gott sei Dank! Ich bin mündig, ich bin eher zweimal majorenn als einmal! — Ich werde thun, was ich will, und Ihre unartige Mutter, die mich nie leiden mochte, soll mir gewiß nichts abtrotzen!«

Ludmilla sprach diese Worte in einem Tone zu Zahlheim, der ihn ganz decontenancirte.

»Beruhigen Sie sich nur,« bat Zahlheim; »vergeben Sie der Angst einer Mutter; — wenn sie Sie beleidigt hat, so rechnen Sie dies Ihrer Gemüthsstimmung zu! — Bedenken Sie, daß ich ganz gewiß meine Anstellung und meine Existenz verliere, wenn dieser mir gegebene Termin fruchtlos verstreicht. Wenn Sie nicht 6000 Ducaten daran wenden wollen, vielleicht genügt eine mindere Summe. — Ich will in meine Wohnung. — Ich habe werthvolle Bilder, eine reiche Einrichtnng; ich habe mir zur Zeit, als ich noch vom

Glücke begünstigt wurde, Manches angeschafft, Silber, Bronze, kostbare Teppiche, prachtvolles Porzellan und andere propre Dinge; ich werde Alles zu Gelde machen.«

»Nicht untersteh'n!« schrie Ludmilla. »Wenn wir heiraten, so können wir das Alles brauchen! Lieber veräußern wir die Möbles, die ich noch von meinen Eltern her besitze.«

»Verzeihung, liebe Ludmilla,« entgegnete Zahlheim, »das, was Sie besitzen, ist wohl recht gut erhalten, aber so alt und unmodern, als wenn es zur Zeit der Belagerung Wiens durch die Türken angeschafft worden wäre!«

»Haha!« lachte Ludmilla, »aber gut sind die Sachen und dauerhaft gemacht; der Schreibkasten meines Vaters, der dort in der Kammer sich befindet — ist so fest, daß ihn wirklich die Türken belagern müßten, um seinen Inhalt zu bekommen. — Er schließt mein ganzes Vermögen in sich. Sie können also wohl denken, daß er nicht wie die Filigranmöbel angefertigt wurde, die Sie vielleicht besitzen. — Geben Sie mir den Schlüssel zu Ihrer Wohnung. Ich will selbst hingehen und nachsehen, was Sie haben. — Sie dürfen auf keinen Fall ausgehen; Sie sind noch nicht ganz wohl; auch muß ich meine Hunde ausführen; die armen Thiere hat die Hausmeisterin auf den Dachboden eingesperrt, sonst hätten sie die ganze Zeit gebellt. — Weil ich just von der Hausmeisterin spreche, so fällt mir ein, daß wir noch nicht gefrühstückt haben! — Wie wäre das auch möglich gewesen, bei den fatalen und infamen Visiten, die wir gehabt — wäre mir ja der Kaffee wie Operment vorgekommen.«

Sie machte ein kleines Fenster ihres Zimmers auf und rief in den Hof:

»Frau Hausmeisterin!«

»Was gibt's?« antwortete diese ganz brutal.

»Den Kaffee!«

»Nu, der wird gut sein,« versetzte die Hausmeisterin. »Der hat sich schon so zusammengesotten, daß er wie Rhabarbara aussieht; das Obers ist mir zweimal abgebrannt. Ich glaub' nicht, daß ihn die Hund' mögen. — Ich mache einen frischen.«

»Warum nicht gar! — Bringe ihn die Frau Hausmeisterin nur!«

Die Hausmeisterin brachte den Kaffee.

»Da ist der »Pansch,« sagte sie, »wenn Sie ihn hinunterbringen! Aber ich möchte dies G'säuf nicht, und wenn ich vierzehn Tag nichts gegessen hätte.«

Sie blinzelte bei diesen Worten nach Zahlheim.

»Ist das der Herr,« fragte sie, »den gestern die Sesseltrager so mühselig ins Haus geschleppt haben?«

»Ja,« sagte Ludmilla, »mein Bräutigam!«

»Nu,« erwiederte die Hausmeisterin, »wenn er dies »G'schläder« (sie meinte den Kaffee) trinkt, so werden Sie noch als Braut Witwe. Den »Trank« übersteht er nicht.«

»Man muß nicht so heiklich sein bei dieser Zeit!«

»Es ist kein übler Herr!« bemerkte die Hausmeisterin, »und seit gestern hat er sich gut zusammengeklaubt. — Hören's, Jungfer Ludmilla, wenn Ihnen dieser Herr wirklich heiratet, so machen sie in Ihren alten Tagen ein »Viechglück!«

»Sei Sie nicht impertinent! — Ist das mein Dank, daß ich Ihr gestern einen Leopoldi-Siebzehner geschenkt hab?«

»Den haben Sie mir aus Freuden geben, weil Ihnen ein Mannsbild zugestanden ist. Ich bitte »Ihnen,« werfen Sie mir Ihre Großmuth nicht vor! Dafür geben Sie mir

gewiß keinen Heller zum neuen Jahr. — Ihre Generosität kenn' ich schon.«

Die Hausmeisterin ging.

»Ein abscheuliches Weib!« sagte Ludmilla, »frech und roh! — Trinken Sie Ihr »Schallerl,« Zahlheim. — Dieser Kaffee ist Ihnen vom Herzen »vergunnt.«

»Ich danke,« versetzte Zahlheim. »Ich bin so beklommen, so herabgestimmt, ich werde auch nichts zu Mittag speisen. — So lange Sie mir nicht den Kummer vom Herzen nehmen, bin ich zu Allem unfähig.«

»Heiraten Sie mich nur erst,« gab Ludmilla zurück, »dann wollen wir schon noch aus der Sache reden.«

Ludmilla schlürfte den abscheulichen Kaffee hinab, dann stand sie auf, nahm ihre Saloppe (eine Art Mantille damaliger Zeit), ergriff ein Parapluie von immenser Größe, hing sich einen Muff an einer Schnur um den Hals, einen Muff, der von den Motten so zerfressen, daß gar nicht mehr zu erkennen war, ob er einst mit einem Pudel- oder Katzenfell überzogen wurde, öffnete die Thüre ihres Dachbodens, pfiff ihren Hunden wie ein Jägerbursche, nahm den Schlüssel zu Zahlheim's Wohnung, rief diesem zu:

»Nichts anstellen! — Auf dem Wege zurück nach Hause besuche ich meine Tante. — Dieser muß ich es mittheilen, daß ich Braut bin. — In einer Stund' bin ich wieder da!«

Die Hunde bellten aus Freude, daß sie auf die Straße kamen.

Mamsell Ludmilla ging.

Zahlheim sprang entrüstet von seinem Sitze auf.

»Nichtswürdige Bestie!« rief er Ludmilla nach. »Wenn Du wähnst, daß ich Dich heirate, so irrst Du Dich gewaltig! — Stets hatte ich den größten Abscheu vor Dir, ab-

scheuliches Weibsbild! — Seit dem ich Dich aber in deiner ganzen Verworfenheit kennen gelernt, könnte ich Dir Rattengift beibringen, Du häßliches, hartherziges Unthier!«

Die Hausmeisterin kam und holte das Kaffeegeschirre.

»Sie,« sagte die Hausmeisterin, »ist es denn wirklich wahr, daß Sie das alte, »schieche« Mensch heiraten?«

»Allerdings. Soll ich nicht?«

»Dann nehmen Sie diese »wilde Grahten« gewiß wegen ihrem Geld?«

»Hat sie viel?«

»Gewiß hat sie viel. Aber was nützt's? Sie laßt nichts aus. Sie bekommt ja völlige Krämpf' wenn's einen Groschen hergeben soll.«

»Wenn sie aber so geizig ist, weshalb hält sie sich denn so viele Hund'?«

»Die kosten ihr keinen Kreuzer! Um zwölf Uhr jagt sie die »Vereckerln« auf die Gassen, und da müssen die Hund' in alle zwölf Wirthshäuser auf dem Platzel in die Extrazimmer betteln gehn, wie die armen Leute. Hundsfreunde gibts überall; die Hunde bekommen bald dort, bald da einen Bissen; die saubere Jungfer bedauert nur, daß ihre Hund' oft bessere Bissen kriegen als sie.« *)

»Ließe sich dieser Geiz ihr nicht abgewöhnen?«

»O ja! Aber nur durch Schläg'.«

»Warum nicht gar!«

*) Ein Factum. Gräffer erzählt in seinen Josephinischen Anecdoten von dieser Hundsfreundin, daß sie ihre Spitze, Mopse und Bologneser sogar zum Stehlen abgerichtet hatte welche ihr häufig vom Markte Würste, Schinken u. s. w., sogar Kerzen nach Hause brachten.

»Vor einigen Jahren hatte sie einen Instructor zum Liebhaber, der kam in Geldverlegenheit. — Er bat sie fast fußfällig, daß sie ihm beistehen möchte. Sie hörte ihn nicht; darüber in Wuth gerathen, haute er sie mit seinem Stocke tüchtig durch. Da ging sie in ihren eichenen Geldkasten und übergab ihm schnell dreißig Gulden.«

»Nur dreißig Gulden?«

»Er hatte sich nicht mehr verlangt. Sie, Herr von — ich hab' Ihren Namen vergessen.«

»Zahlheim heiße ich.«

»Sie, Herr von Zahlheim, probiren Sie das mit dem Stock; Sie werden sehen, sie greift nach dem Geldladl.«

»Ich werde mir dies ad notam nehmen.«

»Und wenn Sie haben, was Sie brauchen, geben Sie ihr auch ein paar Strixen für mich. Sagen Sie ihr: Der Hausmeisterin mußt Du auch ein paar Gulden geben, sonst setzt es noch mehr Hiebe!«

»Wenn ich mich hiezu entschließen kann, soll es geschehen.«

»Aber mich nicht verrathen!«

»Der Himmel bewahre!«

Die Hausmeisterin lachte schadenfroh und trug das Kaffeegeschirr in die Küche.

Zahlheim ging in das Nebenzimmer, besah sich den eichenen Kasten, rüttelte daran und sagte:

»Da drin liegen also 60,000 fl., vielleicht auch noch mehr? — Wenn dieser Schrank offen wäre, könnte ich mir ja auf einen Griff helfen! — Ich will doch, wenn sie wieder nach Hause kommt, beobachten, wo sie den Schlüssel aufbewahrt! — Ich will auch, wenn sie nach Hause kommt, mich so stellen, als ob ich ihrer Hilfe nicht mehr

bedürfte, als ob mir Freunde eingefallen, die mir beistehen werden. — Ich will Mittag ein Essen bringen lassen, denn was sie mir vorsetzt, wird ohnehin nicht zu genießen sein! Vielleicht kann ich sie mit Wein betäuben! — Nun warte, filziges, miserables, schmutziges Ding, dein Mammon soll in meine Hände kommen. Der Schatz, den Du, Drache, bewachst, soll gehoben werden.«

VII.

Eine Prüfung.

Nachdem sich Zahlheim einen eigenen Feldzugsplan gegen die Geldfestung seiner Dulcinea gemacht, auch nicht übersehen hatte, daß diese Festung im schlimmsten Falle von rückwärts anzugreifen wäre, wenn die Schlüssel derselben nicht in seine Hände fallen sollten; nachdem er mit sich einig geworden, was er mit dem Gelde anfangen werde, das ihm zu Theil werden müsse, und beschlossen, einen Betrag davon zur Tilgung seiner Spielschulden anzuwenden und — mit dem andern — wieder zu spielen, wo, das wußte er selbst noch nicht; — fragte er sich:

»Wie mache ich es aber, daß kein Verdacht auf mich fällt, den Diebstahl begangen zu haben? Vor Allem entferne ich Ludmilla für einige Tage aus ihrem Quartier, biete ihr den Aufenthalt bei mir an, gehe in mein Amt, wandere dort von Bureau zu Bureau, so daß man mich in allen Departements sieht, verschwinde aber plötzlich, eile in einem Fiaker hieher, verübe den Raub schnell, fliege wieder in mein Bureau zurück, so daß ich wieder gesehen werde, und da müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn irgend ein Verdacht auf mich fallen könnte!

»Herrlich!« rief sich Zahlheim zu. »Wenn es nur schon geschehen wäre, ich kann den günstigen Augenblick nicht erwarten!«

Endlich kehrte Mamsell Fogger in ihre Wohnung zurück.

Es war bereits zwölf Uhr Mittags.

Die Hunde wurden sogleich fortgeschickt, um selbst für ihr Diner zu sorgen.

Ludmilla schien überglücklich.

»Herr von Zahlheim!« rief sie ihm entgegen, »Ihr Quartier hat mich so überrascht, daß ich gar nicht mehr nach Hause gehen wollte. Ich habe noch in meinem ganzen Leben nichts Schöneres gesehen. Als ich Ihre Teppiche erblickte, zog ich die Schuhe aus und ging in den Strümpfen in Ihre Zimmer. Welche Pracht, welche Schönheit! Welche kostbaren Tapeten und Draperien, Spiegel und Bilder! Als ich Alles genug besehen, nahm ich mir die Freiheit, ein wenig in den Kästen und Schränken herumzustieren. Sie haben eine Wäsche wie ein Prinz, Silber wie ein Fürst und Porzellan wie ein Graf. Welche Verschwendung! Ein lediger Mann einen solchen Luxus, und zu welchem Ende? Wegen der Bojarischen! Eine solche Bukarester Noblesse kann auch in einem Bodenzimmer campiren. Ich höre, daß man in der Moldau und Walachei in Höhlen unter der Erde logirt; meine Tante sagte mir das. Doch ich verzeih' Ihnen alle Ausgaben; unserem Ehestand kommen sie jetzt ganz prächtig zu Gute; ich erkläre Ihnen, daß ich schon morgen zu Ihnen ziehe. Es wird mir wohl thun, mich in Ihren schönen Spiegeln zu beschauen, auf Ihren schönen Sesseln und Divans ausruhen zu können.«

»Haben Sie Ihren zwölf Hunden auch meine Wohnung gezeigt?«

»Gott bewahre! Meine Bologneser, Spitze und Mopse habe ich indeß auf der Bastei vor Ihrem Hause im Schnee ihr »Remissori« treiben lassen.«

»Und wo werden diese lieben Thiere sein, wenn wir heiraten?«

»Da kommen sie alle zum »Hundsschlager!«

»Sie haben die Hunde aber so lieb?«

»Nur zum Bewachen meines Vermögens in der Nacht, weil ich mich vor Einbrechern, Gaunern und Mördern in meiner Einsamkeit fürchte, als wenn ich in einem Walde wohnte. Habe ich einmal einen Mann, dann brauch ich keine Hunde mehr. — Anfänglich hab' ich mir gedacht, ich wäre es gar nicht werth, unter Sammt und Seide zu logiren, und Sie auch nicht, — Sie müssen mir schon verzeihen. »Wie wäre es,« sagte ich zu mir, »wenn Du — ich sage immer Du zu mir, wenn ich mit mir selbst spreche — »wie wäre es, wenn Du und dein künftiger Mann auf dem Spittelberg blieben, und Du die prächtig möblirte Wohnung an einen reisenden Herzog verlassen würdest? weniger als dreißig Ducaten kann Dir so ein hoher Herr für einen Monat nicht bieten.« Ich hatte auch die feste Idee es so zu machen, und ging deshalb mit größerer Lust zu meiner Tante, einmal, um ihr, wie ich Ihnen schon gesagt, mitzutheilen, daß ich heirate, und nebenbei ihr zu bemerken, daß ich keinen »Schnudi,« sondern einen Mann bekomme, den man herzeigen kann. Ich unterließ also nicht, ihr das Quartier zu rühmen und meinen Plan, dasselbe zu vermiethen. — »Glaubst Du,« fuhr mich die Tante an, »ein Mann, der nächstens Magistratsrath werden kann, wird zwischen deinem

Graffelwerk aus der Arche Noah bleiben mögen? Für was richtet man die Wohnung schön ein,« fragte sie, »als daß man gerne darin verweilt und gerne zu Hauſ' bleibt, und Du willst, daß dein Mann nicht gerne zu Hause sei? Wie dumm bist Du! Nicht einen Sessel darfst Du verändern, nicht einen Spucknapf entfernen und in seinem Quartier mußt Du wohnen, vergiß nur nicht, daß deine neue Stellung als Frau Secretärin dies erheischt.« Ich habe der Tante Recht gegeben und so werde ich nach der Hochzeit Alles hier verkaufen und bei Ihnen, Zahlheim, den ganzen Tag in wollenen Patschen auf den seltsamen Stickereien in der Basteiwohnung herumgehen.

»Wenn wir aber so prächtig logiren,« fuhr sie nach einer Weile fort, »können wir kein Geld entbehren. Es genügt nicht, daß man blos prächtige Kästen hat, es muß auch etwas Prächtiges darin sein. Ich bin also gesonnen, gar nichts herzugeben, keinen »luckigten« Heller, all mein Vermögen muß beisammen bleiben; Kinder werden wir auch bekommeu.«

»Kinder? Wollen Sie welche annehmen? Vielleicht hat Ihre Tante welche?«

»Nein, eigene Kinder, o Gott, »die Kinder kommen g'schwinder« als man's vermuthet. Es ist also ausgemacht, ich gebe kein Geld her, meinetwegen können sich Ihre Gläubiger alle aufhängen.«

»Es ist auch nicht nothwendig, daß Sie mir einen Heller opfern. Ich habe das Register meiner Freunde durchflogen und gefunden, daß ich diesen nur ein Wort sagen darf und Tausende stehen mir zu Gebote. Ich habe Freunde, die sich in meine Feinde verwandeln würden, wenn ich sie nicht um Geld anspräche.«

»Und die es auch nicht mehr zurück verlangen?«

»Wären sie sonst Freunde?«

»Richtig, dann wären sie Feinde. Gott sei Dank, der letzte Stein ist mir vom Herzen gefallen! Mir ist jetzt wie einer Königin zu Muthe und das Essen wird mir jetzt besonders schmecken. Ich habe schon die Hausmeisterin »zum goldenen Kandl« ins Bierhaus geschickt, wir kriegen ein Diner, wie's kein besseres gibt: keine Suppen, Suppen ist fad; kein Rindfleisch, das ist gemein; keine Zuspeis, Zuspeis essen die Handwerker, aber ein Bäuschel, eine ganze Portion, ein paar »Gschrade« (die ordinärste Semmel) und eine halbe Weißes! Wässert Ihnen der Mund schon?«

Zahlheim sprang unwillig von dem Stuhle, auf welchem er sich niedergelassen hatte. »Bäuschel und sogenannte »Gschrade-Semmeln« mögen sie Ihren Hunden vorsetzen, aber nicht mir! Sind Sie gewohnt, solche Kost zu verzehren, so verzehren Sie sie; ähnlicher Speisen wegen sehen Sie auch aus wie ein Regenwurm, den man ausgeweidet hat. Seit gestern Mittags habe ich nichts gegessen, Ihren schändlichen Kaffee habe ich nicht riechen können und nun kommen Sie mir noch mit einem Mittagsessen, das ich keinem Bettler vorsetzen möchte? Sie schmutziges, knauseriges, erbärmliches Weibsbild!«

Ludmilla machte große Augen und erschrack sehr; sie erwiederte begütigend:

»Sie haben mich nicht ausreden lassen; Sie kriegen auch noch einen »Primsenkäs'.«

»Wo ist die Hausmeisterin?«

»Sie muß den Augenblick da sein. Ich glaub' sie wartet auf das »Bäuschel,« denn das wird in dem berühmten Bierhaus »zum goldenen Kandl« immer frisch abgestochen.«

»Sie reden, wie wenn Ihnen der Verstand abgestochen worden wäre. Gehen Sie der Hausmeisterin entgegen und sagen Sie ihr, sie soll dieses jämmerliche Tractament auf den Mist werfen.«

»Auf den Mist? — Aufwärmen, auf morgen aufheben!«

»Dann soll die Hausmeisterin hereinkommen. — Ich werde Sie tractiren, Mamsell, und werde Ihnen zeigen, wie Zahlheim zu speisen gewohnt ist und wie er alle Tage speisen wird; zugleich werden Sie lernen, wie man Gäste behandelt, wenn man nicht ein karges, geiziges Thier ist.«

»Jesus, Maria und Joseph! die Namen, die er mir gibt, und er ist noch nicht einmal mein Mann.«

Die Hausmeisterin kam und brachte das schlechte Tractament.

Zahlheim nahm ihr die Teller aus der Hand, öffnete das Fenster und warf das Gebrachte in den Hof.

»Sie, liebe Frau,« sagte Zahlheim zur Hausmeisterin, »habe ich nicht beleidigen wollen; aber da, den neidischen, giftgeschwollenen Drachen! — Hier ist ein Ducaten. Gehe die Frau nebenan »zum großen Zeisig,« sage sie dem Wirth, er möge dem Secretär Zahlheim ein delicates Essen hieher senden, dazu eine Bouteille alten Weidlinger, und dann möge er rasch aus der Stadt eine Bouteille Champagner bringen lassen. — Hier ist noch ein Ducaten; was von diesem Gelde herauskommt, gehört der Hausmeisterin. — Ich verlange von dem Wirthe auch feine Tischwäsche, denn mit den Servietten der Jungfer Fogger möchte ich mir nicht die Schuhe abputzen, das Leder müßte sich darüber entsetzen.«

»Ganz wohl, Ew. Gnaden,« erwiederte die Hausmeisterin.

»Der sagte es Ihnen schön!« lispelte sie Ludmilla zu.

Für sich sprach die Hausmeisterin:

»Jetzt wird er sie gleich karbatschen; es ist mir nur leid, daß ich nicht zugegen sein kann.«

Sie trippelte fort.

»Aber hören Sie, Sie können rabiat sein!« rief Ludmilla. »Man fürchtet sich völlig vor Ihnen! — Und zwei Ducaten geben Sie für ein Mittagmahl aus. Damit verköstige ich mich sieben Monat.«

»Das Maul halten Sie, Sie eben so dumme als schlechte Person, sonst werfe ich hundert Ducaten zum Fenster hinaus.«

»Heiliger Rochus, bitt' für ihn!«

»Ich bin schon wieder gut, aber wenn mir etwas über die Leber läuft, so kann ich mich nicht zurückhalten. Geben Sie mir einen Kuß, Sie, Flamme meines Herzens!«

»Mein Himmel, Sie werden mich doch nicht beißen?«

Er küßte sie.

»Gott, kann der Mann küssen! Ich muß ihn recht oft zornig machen, ich profitir' dabei.«

»Das sag' ich Ihnen aber, wenn Sie nicht tüchtig essen und kanibalisch trinken, so werfe ich Sie zum Fenster hinaus.«

»O mein Herzensbünkerl, Sie sollen sich überzeugen, wie ich einhauen und bürsten kann! — Sie müssen aber furchtbar viel Geld haben. Ich glaube, Sie prüften mich nur.«

»Merken Sie etwas?«

Ein kleines Mädchen kam herein und brachte einen Brief.

»Was ist das? Liebesbriefe? Empfangen Sie Liebesbriefe? Ich erwürge Sie!«

»Gott, liebt mich der Mann! Nein, Zahlheimerl, von meiner Tante; erlauben Sie, daß ich diesen Brief sogleich lese.«

VIII.

Tessin capitulirt.

Wir verlassen Zahlheim und Ludmilla für einige Zeit und kehren in das Haus Legler's zurück, in welchem Tessin und Bourg mit wirklich verzweiflungsvoller Angst dem Ausspruche des alten Fleischhauers, über ihren frechen Einbruch in die Wohnung einer ehrsamen Bürgerfamilie, entgegenharrten.

Frau Legler hatte ihren Gatten bereits hinlänglich instruirt, was geschehen; welche ruchlose That zwei Spitzbuben verübt, die, wie sie sich ausdrückte, weit schlechter wären als der Golo in der »Genovefa,« der, nach ihren Begriffen, der infamste Kerl auf Gottes Erdboden gewesen sei.

»Wenn Du dem Golo und seinem Spießgesellen nicht etwas an Leib und Seele anthust,« rief sie ihrem Manne zu, »so nimm ich meinen Buben zu mir und laß mich von Dir scheiden.«

»Ruhig!« sagte der Alte, »eine solche Affaire muß überlegt werden. — Ich habe weder das Recht noch die Macht, diesen beiden Spitzbuben einen Platz in einer geschlossenen Gesellschaft auf dem Spielberge anzuweisen, auch nicht die Gewalt, sie zum Gassenkehren oder, was mir noch lieber wäre, zum Schiffzug zu verurtheilen, das vermag nur die betreffende Behörde. — Wastl, lauf' mir hinüber

»zum guten Hirten« und laß mir den Gerichtschreiber kommen.«

»Nicht die Wachter auch?« fragte Wastl.

»Was! — die Wachter, die besoffenen Kerls; diese brauchten selbst Jemand, der sie einführte. — Der Gerichtschreiber soll kommen, soll den Thatbestand aufnehmen. Ich verstehe dies, weil ich äußerer Rath und Criminalgerichtsbeisitzer bin. Was dann der Gerichtschreiber für gut findet, das hat zu geschehen. Ich muß der Obrigkeit gegenüber den Rücken frei haben. Man soll mir keine eigenmächtige, noch gewaltthätige, noch weniger eine leidenschaftliche Handlung vorwerfen.«

»Aber ich bitte Dich um Gottes willen, Mann,« entgegnete die Fleischhauerin, »das Gericht verurtheilt die Hallunken nach den Gesetzen, die Gesetze dictiren ihnen vielleicht fünf, sechs Jahre Zuchthaus; dies überstehen diese Spitzbuben, und wie sie frei werden, steigen sie wieder bei uns ein. Dictire ihnen lieber selber eine Strafe. — Nimm dein Hausrecht zur Hand. Du bist Gerichtsbeisitzer und Fleischhacker, Du hast gewissermaßen das Bluturtheil in der Hand; die peinliche Halsgerichtsordnung kannst Du auch ausüben. Laß sie peinigen am Hals, bis sie blau werden, dann laß sie, mir zu lieb, wie den Golo in der »Genovefa,« von Ochsen zerreißen; das kostet Dich keinen Kreuzer, denn die Ochsen hast ja im Haus.«

»Schweig! — Der Gerichtschreiber soll kommen.«

Tessin und Bourg stürzten auf die Knie nieder.

»Um Gottes willen, Barmherzigkeit!« riefen Beide.

»Ich bin ja ganz unschuldig,« betheuerte Bourg; »der Herr Chevalier forderte mich auf, ihm zu helfen, seine Frau wieder zu erhalten.«

»Ich ging aus Liebe zu weit,« setzte Tessin hinzu.

»Wastl, schlag' ihn nieder!« befahl die Mutter. »Dieser Kerl ist aus Liebe ein Hallunk worden, jetzt möchte ich erst wissen, was er aus Haß wird?«

»Judith, bitte für mich!« sagte Tessin zu dieser. »Du weißt doch, wie ich Dich schätze und nichts höher verehre als Dich.«

»Schlag' ihn nieder, Wastl,« wiederholte die Mutter, »der Gerichtschreiber wird ihn schon wieder aufrichten.«

»Da Niemand einen Gang zu Gericht macht, will ich es selbst thun,« bemerkte der Alte.

»Recht hast Du,« sagte Frau Legler. »Bis Du zurückkommst, haben es die Beiden überstanden.«

»Dem kann ich auch vorbeugen,« versetzte der Fleischhauer.

Er öffnete ein kleines Fenster nach dem Hofe und pfiff.

Ein Knecht antwortete:

»Was schafft der Meister?«

»Geh' hinüber zu Herrn Schaffeleder, dem Gerichtschreiber; ich lasse ihn bitten, er soll mit seinem Herrn Diurnisten Schwingdenschlägel zu mir kommen; wir haben zwei Delinquenten erwischt, die bei uns eingestiegen sind.«

»Ja,« rief die Fleischhauerin, »und sie sollen gleich eine Bank und den starken Stöckelknecht Bärenbratzner mitbringen, und für jeden der beiden Verbrecher ein paar Centner eiserne »Keden« (Ketten).

»Ich komme gleich mit dem ganzen Gericht,« erwiederte der Knecht.

»Frau Legler,« flehte Tessin, »seien Sie doch ein Mensch!«

»Was, ich eine hausgesessene Bürgerin, die einen hei-

ratsmäßigen »Suhn« (Sohn) besitzt, soll ihm ein Mensch abgeben? Mann, reißt Dir denn noch nicht deine schöpserne Geduld?«

»Haben Sie ein Menschenherz, meinte ich,« erwiederte Tessin demüthig. »Madame Legler, wenn man Ihnen Ihren Gatten entreißen wollte, würden Sie nicht über eine Leiter und durch ein Fenster steigen?«

»Ich? Daß ich mit meiner Dicke stecken bliebe? Nie!«

»So würden Sie andere Mittel anwenden,« winselte Tessin, »den geliebten Gegentheil wieder zu erhalten, und mich verdammen Sie so sehr!«

»Wenn ich Sie verdammen könnte,« entgegnete die Frau, »so hätte ich Sie auf der Schlachtbank im Hofe schon aufziehen lassen wie einen Ochsen, der den Garaus kriegt. Daß Sie nichts Besseres verdienen, muß Ihnen Ihr eigenes Bewußtsein sagen.«

»Ich bin so unglücklich,« schluchzte Tessin, »da mich meine Frau nicht mehr liebt.«

»Sie hat Ihnen nie lieben können, weil eine Taube nie einen Geier liebt und wenn er sich noch so zärtlich stellt. Ich kenne die Geschichte, wie Sie diese Taube in Ihre Krallen bekommen haben; aber jetzt soll Sie frei werden, so frei wie nie, und wenn ich darüber zu Grunde gehen soll.«

»Sie sei frei. Ich gehe die Scheidung ein. Man bezahle mir, was ich gefordert,« sagte Tessin.

»Keinen Kreuzer!« versicherte Frau Legler.

»Wenn auch nicht Alles, was ich begehrte, doch die 10,000 fl., die ich Ihrem Vater vorgestreckt.«

»Die 10,000 fl., welche Sie ihrem rechtschaffenen Vater und seiner Familie gestohlen haben, Sie Judas-Erzschelm!«

»Ich habe ja stets für Judith gut gedacht. Sie kennt das Testament, das ich zu ihren Gunsten gemacht. — In Mainz ist es bei Gericht deponirt und eine vidimirte Abschrift davon, liegt in meinem Schreibtische. Ich habe weder Bruder, Schwester noch irgend einen Verwandten auf der Welt. — Judith ist meine einzige Erbin. Sie soll sprechen, ob ich sie nicht zur Universal-Erbin einsetzte?«

»Ich bedarf Ihres Geldes nicht,« entschied Judith. »Es hängen die Thränen und Flüche von zahllosen Opfern daran. Um Summe auf Summe zu häufen, haben Sie viele der Unglücklichen, die Sie betrogen, bis zum Selbstmord getrieben, andere wurden wahnsinnig durch die entsetzlichen Verluste; wieder andere schmachten in Kerkern, weil sie anvertrautes Gut an Sie verspielt. — Wenn mir Ihr Geld durch Ihren plötzlichen Tod zufiele, würde ich die weite Welt durchstreifen, um alle die Bejammernswerthen aufzusuchen, die Sie geplündert, beraubt und bestohlen haben; ich will eine Bettlerin werden, darben und nichts von Ihnen haben, nicht so viel, was mich vor dem Hungertod schützen könnte!«

»Lassen Sie sich umarmen, Judith!« rief die Fleischhackerin aus. »Ich habe Sie gleich geliebt, wie ich Sie gesehen, aber jetzt logiren Sie in meinem Herzen, im ersten Stock; meinen eigenen Sohn placir' ich zu ebener Erde.«

»Ich werde Ihnen, Herr Tessin, einen Vorschlag machen,« nahm der alte Fleischhacker das Wort, der bisher immer geschwiegen. »Ich will Sie nicht ins Zuchthaus bringen.«

Tessin sprang auf.

Bourg folgte ihm.

»Sie werden, wann der Gerichtschreiber jetzt in mein Haus kommt, die Scheidungsurkunde unterzeichnen, wie sie

in Form Rechtens aufgesetzt wird. Sie werden die 10,000 fl. sammt Interessen zugesichert erhalten. Da Sie jedoch durch nichts auf der Welt bewogen werden können, Ihre Frau nicht mehr zu molestiren, als durch Geld, so werden Sie diese 10,000 fl. nicht auf die Hand bekommen, sondern sie werden bei Gericht deponirt. Sie werden zu diesen 10,000 fl. noch 20,000 fl. bei Gericht erlegen, und zwar für zwanzig Jahre. Durch zwanzig Jahre werden Interessen zu Interessen geschlagen, so daß aus dieser Geldsumme von 30,000 fl. in zwanzig Jahren 60,000 fl. werden. Wenn Sie während dieser Zeit nur einmal Miene machen, Ihre Frau durch Worte, Briefe, Zudringlichkeiten zu molestiren, fallen diese 30,000 fl., oder so viel das Capital mit Interessen beträgt, den Armen von Wien zu, und daß ich oder mein Sohn Sie dann dennoch ins Zuchthaus zu bringen im Stande sind, soll durch eine besondere Clausel möglich gemacht werden, die unserm tüchtigen Juristen, dem Gerichtschreiber, schon noch einfallen wird.«

»Dies gehe ich nicht ein! Ich soll die 10,000 fl. nicht auf die Hand bekommen und noch 20,000 fl. aus meiner Tasche geben?«

»So ist's! Wenn Sie diese Bedingungen nicht eingehen, gewinnt nur Ihre Frau. Fünf Jahre im Zuchthause halten Sie nicht aus, dann ist Ihre Frau Witwe. Und daß Sie als Gauner und Betrüger vielleicht auf noch länger verurtheilt werden sollen, wird keine Hexerei sein. Ich wende die 10,000 fl., die ich heute verschenken will, zu Reisen an, und suche die Opfer auf, die Sie, berüchtigter Falschspieler, zu Grunde gerichtet haben. Ich lege noch 10,000 fl. hinzu, aber geliefert müssen Sie werden, das

schwöre ich zu Gott, und ein Wiener Bürger hält seinen Schwur. Jetzt denken Sie nach, was für Sie besser ist.«

Der Gerichtschreiber trat in die Stube.

Nach einem sichtbaren Kampfe sagte Tessin:

»Ich gehe Ihren Vorschlag ein. Lassen Sie die Urkunde aufsetzen.«

»Und wie bekommt das Gericht die 20,000 fl.?«

»Ich bringe sie.«

»O nein, bester Schuft, mich und das Gericht foppen Sie nicht. Die Urkunde wird ausgefertigt, mein Sohn wird Sie an den Ort begleiten, wo Sie Ihr Geld holen. Daß Sie diesem nicht auskommen, dürfen Sie versichert sein.«

»Ich könnte ja, wenn ich wollte, auf der Straße oder in meiner Wohnung um Hilfe rufen,« entgegnete Tessin.

»Allerdings,« antwortete Wastl, »aber da käme die Polizei und diese würde Ihnen den kürzesten Weg in das »Antoni-Klösterl (so ward in Wien das Strafhaus in der Leopoldstadt spottweise genannt) zeigen.«

»Kommen Sie, Herr Chevalier Tessin,« sagte Sebastian. »Vielleicht begegnen wir unterwegs Zahlheim, der könnte auch etwas zu Protocoll geben, das Ihre Rechtschaffenheit ins glänzendste Licht zu setzen vermöchte.«

Er führte Tessin fort.

»Er wird doch nicht anders,« bemerkte Judith. »Er wird trotz aller Mittel, ihn zu verhalten, mich in Ruhe zu lassen, mich dennoch verfolgen. Es ist einer von den schrecklichen Menschen, welche nichts abhält, das, was sie sich einmal vorgenommen, auszuführen und wenn das Schaffot darauf stünde. Zahlheim und ich werden und müssen seine Opfer sein. Daß Zahlheim fallen solle, hat er mir wiederholt ge-

sagt, daß er über mich noch mehr erbost ist, können Sie wohl ahnen.«

»Reden Sie nicht so viel,« erinnerte die Fleischhackerin, »es steht ja noch ein solcher Hallunke da.«

»Du,« sagte die Frau zu ihrem Manne, welcher indeß mit dem Gerichtschreiber sich verständigt hatte, »was geschieht denn mit diesem Kerl? Der ist ja auch eingestiegen! Das ist ja der beste Freund des schlechtesten aller Spitzbuben, das ist der Bursch, der bei dem Traiteur Jahn in Gegenwart unseres Sohnes über die Bürger Wiens so mechant gesprochen und unsern Wastel auf das Gröblichste beschämt hat.«

»Mit diesem?« antwortete Vater Legler. »Den lassen wir laufen! Die Bürger Wiens stehen zu hoch, als daß sie ein solcher Mensch beschimpfen könnte, und was unsern Sohn betrifft, der verzeiht ihm.«

»Aber ich nicht! Ich habe noch ein paar Ohrfeigen in mir, wenn ich diese nicht herausschlag', so schlagen sie sich zurück und ich kann eine Todeskrankheit kriegen. — Kommen Sie heraus, junger Herr, auf den Gang, da sieht uns Niemand, da gebe ich Ihnen ein paar Incognito-»Watschen«, daß Sie Ihr Gesicht für Geld sehen lassen können. Ich thue Ihnen nicht weh! Ein schwaches Weib, was könnte Ihnen dieses thun! Ein Dutzend Zähne werden Sie sich aber einsetzen lassen müssen; ich zahl' aber Alles.«

»Laß ihn!«

»Vielleicht sind Ihnen Nasenstüber lieber? Sie, das ist meine Force! Ihre Nase ist ohnehin zu gespitzt. Wie lange haben Sie diese Nase schon? Ich mache Ihnen eine frische, eine Stumpfnase. Da haben Sie ein überflüssiges Spitzel an der Nase; es wird gleich wegfliegen.«

»Laß' ihn, sag' ich. Ich will diesem Herrn lieber ein Geldgeschenk machen. Kommen Sie her zu mir. Meine Frau ist gar zu grob und stark ist sie wie ein Bärenweibel; sie prügelt oft meine Knechte windelweich. Ein Unglück, wie Sie ganz gewiß erlebten, wenn mein Weib mit ihrer Riesenhand Ihnen ins Gesicht käme, möchte ich nicht erleben. Beantworten Sie mir nur eine Frage: Sind Sie wirklich ein aufrichtiger Freund des Herrn Tessin?«

»Wie können Sie dies glauben? Ich bin ein armer Teufel und erhalte immer von Tessin ein paar Ducaten, wenn ich ihm bei seinen Geschichten beistehe. Für das heutige Einsteigen hat er mir zehn Kronenthaler zugesagt.«

»Ich gebe Ihnen zwanzig Kronenthaler, wenn Sie mir Tessin's etwaige schlechte Absichten auf seine Frau verrathen.«

»Geben Sie mir hundert; das, was Tessin vorhat, ist hundert Kronenthaler, ja tausend werth, wenn es verhütet wird.«

»Um Gottes willen!« schrie Judith auf. »Er will mich tödten.«

»O nein,« versicherte Bourg. »Es hätte Ihnen dieses Unglück bereits begegnen sollen, heute Morgens nach dem Einbruch durch das Fenster.«

»Was für ein Unglück!« schrien Alle zusammen.

»Wenn Tessin zurückkehrt, so fassen Sie ihn augenblicklich fest an den Armen. Er hat ein Fläschchen Vitriolöl im Sacke, das will er seiner Frau ins Gesicht schütten.«

Judith that einen Schrei und verhüllte sich ihr Antlitz.

Der alte Legler, seine Frau und der Gerichtsverwalter schauderten vor solcher beispielloser Bosheit.

»Tessin,« ergänzte Bourg, »wird sich seiner Frau

unter irgend einem Vorwande gewiß nähern wollen. Ersieht er dann den für ihn günstigen Augenblick, so vollführt er das Bubenstück.«

»Ich führe Sie, Judith, schnell in ein anderes Zimmer.«

»Nein, nein,« sagte Legler, »Judith soll bleiben. Die Hand, welche Tessin nach seiner Tasche führt, soll er in diesem Leben nicht mehr brauchen können.«

»Er muß auf der Stelle arretirt werden,« bemerkte der Gerichtschreiber. »Was soll das heißen, einen solchen gefährlichen, verwegenen, ruchlosen Bösewicht schonen?«

Frau Legler warf einen Blick auf die Straße.

»Da kommt schon mein Sohn und bringt den Cujon!«

»Sie erhalten von mir hundert Ducaten!« sagte der alte Legler, »und so lange ich und mein Sohn leben, alle Monate einen angemessenen Gehalt. Nun wird aber der Schurke sich an Ihnen rächen!«

»Auf dem Spielberge nicht!« versicherte der Gerichtschreiber.

IX.

Das Attentat.

Der junge Legler brachte Tessin wieder in das Haus seines Vaters.

»Wir haben unsern Weg umsonst gemacht,« berichtete Sebastian. »Der Herr Chevalier gibt vor, den Schlüssel zu seiner Schatulle verloren zu haben, und da ein englisches Schloß sich an dieser Schatulle befinden soll, so behauptet Herr Tessin, daß kein Schlosser der Welt seine Schatulle zu öffnen vermöge. Um über diese elende Ausflucht nicht die Zeit

zu verlieren, bringe ich den Delinquenten wieder hieher. — Auf dem Retourwege gab mir Herr Tessin zu erkennen, daß er sich von seiner Frau um keinen Preis trennen lasse, selbst wenn hieraus für ihn die nachtheiligsten Folgen entstünden; doch glaube er nicht an böse Folgen. Er wünsche mit seiner Frau nur unter vier Augen sprechen zu dürfen, und sei sodann überzeugt, daß seine Sache schnell eine andere Wendung nehmen müsse.«

»O Hauptbandit!« rief die Fleischhackerin. »Unter vier Augen! Dich hör' ich gehen, Räuberhauptmann!«

»Schweig!« herrschte ihr Gatte ihr zu.

»Um unter vier Augen mit Frau Judith Tessin sprechen zu können,« nahm der Gerichtschreiber das Wort, »müßten Sie nicht als ein verworfener Mensch bekannt sein. Wenn Ihre Frau Ihnen auch ein solches tête-à-tête gestatten würde, so müßte ich Einspruch thun. — Sie wollen also nicht die Bedingungen eingehen, welche Vater Legler Ihnen vorschlug?«

»Nein.«

»Sie wollen nicht in eine Trennung von Ihrer Frau willigen?«

»Nein.«

»Ihre Frau will aber nicht mehr mit Ihnen leben und stellt sich daher unter den Schutz des Gerichtes.«

Judith sprach mittlerweile mit Sebastian und theilte ihm den schändlichen Vorsatz Tessin's mit.

»Unter den Schutz des Gerichtes stellt sie sich?« kreischte Tessin, »das soll sie mir selbst sagen. Komm näher, Judith, wenn Du Muth hast, mir Aug' in Aug', ohne Erröthen zu sagen, daß Du das Gericht gegen mich anrufst.«

»Nicht unterstehen!« rief Frau Legler der bedrängten

Judith zu. »Da stellen Sie sich hinter den Kachelofen und verbergen Sie sich, sonst schleudert Ihnen dieser Seeräuber einen Dolch in den Leib.«

»Ich? meinem geliebten Weibe?« erwiederte Tessin mit heuchlerischer Grimasse. »Niedersinken will ich vor ihr und sie kniefällig um Vergebung bitten.«

Legler Vater und Sohn hatten sich bei diesen Worten bereits hinter Tessin postirt.

»Komm nur,« flehte Tessin, »fürchte Dich nicht, beschäme meine Feinde und zeige dein Vertrauen in meine Rechtlichkeit.«

Er wollte rasch auf Judith losstürzen, nachdem er bereits die rechte Hand in eine seiner Taschen gebracht; aber der alte Legler war gewandter. Er griff noch schneller nach Tessin's Hand und verrenkte dem Nichtswürdigen den Arm mit solcher Kraft, daß dieser laut aufschrie.

Mit Wuth verbiß er seinen Schmerz, griff aber dennoch in die linke Tasche seines Rockes, holte aus derselben ein Fläschchen und warf es mit aller Gewalt gegen den Kopf seiner Frau, die aber, die Niederträchtigkeit ihres Mannes sehr gut kennend, denselben nicht aus den Augen ließ, und durch eine schnelle Bewegung ihres Hauptes dem Wurfe auswich, wodurch das Fläschchen auf ein Bild an der Wand flog und das ätzende Gift das Gemälde beschädigte und seine herabfallende Flüssigkeit den goldenen Rahmen des Bildes und den Fußboden verbrannte.

Die Entrüstung der Familie Legler machte sie Alle sprachlos.

Die Mutter führte so gewaltige Faustschläge auf das Gesicht des Bösewichts, daß er aus der Nase und dem Munde blutete.

Sebastian packte ihn hierauf an den Füßen und stürzte ihn wie einen Kegel um.

»Warte, Kerl!« schnaubte Sebastian, »ich will doch sehen, was Du noch in der Tasche hast. Kopfüber will ich Dich ausbeuteln, damit alle deine Mordgeschosse aus Dir herabfallen sollen, wie Aepfel vom Baume.«

Der Gerichtschreiber ging an die Thür, winkte seinen Leuten und befahl ihnen, Tessin zu binden, dann auf einen Wagen zu werfen und in den sogenannten Kotter des Gerichtshauses zu schaffen.

Indeß regnete es noch immer die unbarmherzigsten Hiebe auf den Bösewicht. Mutter und Sohn klopften auf ihn los, wie die Schmiede auf einen Ambos.

»Genug!« befahl der Alte. »Er hat genug.«

»Das war nur für das Verderben meines Porträts zu dem ich erst im vorigen Jahre gesessen bin,« eiferte Frau Legler; »das Porträt hat siebzig Gulden gekostet. Er hat aber durch den Vitriol auch den goldenen Rahmen und die Malerei der Wand ruinirt. Da fang' ich wieder von vorn zu »nussen« an!«

»Genug, sage ich! Er wird dem Criminalgerichte übergeben.«

»Wegen des Frevels, den er an der Judith begehen wollte,« versetzte Frau Legler, »ganz recht; ich aber brauche kein Criminalgericht. Schau an mein Bild, ich habe keinen Mund, kein Kinn, keinen Busen mehr! Betrachte nur wie dein ehrliches Weib zugerichtet wurde. Jetzt packt mir der Vitriol, wie er herabrinnt, auch den linken Arm an; ich bekomm' den Schwund — ei, darauf gehört noch ein Pflaster!«

Sie begann neuerdings loszupauken.

»Wastel,« sagte der Vater, »nimm ihr den Hallunken weg, sonst bleibt er ihr unter den Händen.«

Wastel hob ihn von der Erde auf und trug ihn in das Vorhaus.

Die Wachter banden ihn und brachten ihn in den Kotter.

»Ich eile in meine Kanzlei,« sagte der Gerichtschreiber, »um die Species facti aufzunehmen. In einer Stunde erwarte ich Herrn und Frau Legler, den Sohn Sebastian und Frau Judith Tessin, um ein Protocoll aufzunehmen. Ich glaube, daß der Delinquent vor allem chirurgischer Hilfe bedarf; in diesem Zustande kann ich ihn nicht dem Criminalgerichte übersenden, sonst setze ich mich großer Verantwortung aus. Mein Herr,« sagte der Gerichtschreiber zu Bourg, »Sie werden als Zeuge vorgeladen und werden Alles beschwören, was Sie vorbringen; nehmen Sie sich in Acht, keine Unwahrheit zu sagen.«

Der Gerichtschreiber ging.

»Arme Judith,« sprach Sebastian, welcher nach der Expedition des Verbrechers wieder hereingekommen war, »welches Unheil hätte Sie treffen können, wenn der Bubenstreich gelungen wäre!«

»Da schau'n Sie mein Porträt an,« setzte die Mutter hinzu, »so wie dieses hätten Sie ausgesehen.«

Sie warf wieder einen Blick auf ihr Bild.

»Gerechter Himmel!« rief sie aus, »die Vitriolspritzer greifen mir jetzt sogar die Kopfhaut an; das frißt bis ins »Hirn,« ich werde wahnsinnig!«

»Hole der Teufel dein Porträt!« sagte der Fleischhauer. »Ich lasse Dich morgen neu malen und von dem größten Meister, von Lampi, der nur Kaiserinnen und Kö-

niginnen malt. Liebe Frau Judith, Sie sprechen ja kein Wort; Sie sind ja so weg, als wenn Sie vom Schlag' gerührt worden wären.«

Judith fing heftig zu weinen an. »O mein Gott,« sagte sie, »was wird mir noch bevorstehen!«

»Nichts steht Ihnen mehr bevor,« sagte die Alte, »denn bis der Schuft wieder gesund wird — ich allein habe ihm von seinen fünf Sinnen ein halbes Dutzend aus dem Kopf geschlagen, — findet er Sie gar nicht mehr, und kommt er erst in Untersuchung, bis das Gericht überall hinschreibt, wo der Meuchelmörder den Galgen verdient hat, gewinnen Sie wieder ein paar Jahrln. Dann kommt erst seine Straf'! Einen lebenslänglichen centnerschweren Kerker, den überlebt der Zehnte nicht.«

»Weinen Sie sich aus,« mahnte der Alte, »dann aber gehen Sie in die Kirche und danken Sie Gott, daß er gnädigst die entsetzliche Gefahr von Ihnen abgewendet hat, und schließen Sie da den Herrn Bourg in Ihr Gebet ein. Bitten Sie Gott, daß sich Herr Bourg von nun an bessern möge. Aus Dürftigkeit schlechten Leuten die Hand zu bieten, werden Sie jetzt nicht mehr nothwendig haben; von mir kriegen Sie nicht nur Geld, sondern auch mein Tisch wird für Sie gedeckt sein, Mittags und Abends.«

»Und wenn Sie um halb vier Uhr in der Früh alle Tag zu mir herauskommen,« sagte die Alte, »weil wir zeitlich wegen unserm Geschäft frühstücken, so sollen Sie einen ganzen Weidling voll Kaffeh kriegen und wenigstens vierzig Kipfeln dazu.«

»Was sind Sie denn?« fragte der Fleischhauer Herrn Bourg.

»Nichts.«

»Sind Sie gar nie etwas gewesen?«

»Practicant war ich bei der St. Marxer-Linie.«

»Und warum sind Sie dort nicht mehr?«

»Der Einnehmer war mir aufsäßig. Er hat mir aufgebracht, ich könnte nicht orthographisch schreiben. Einmal hab' ich Ochsen mit »X« geschrieben, da kam er außer sich!«

»Aber wie haben Sie denn das thun können?« fragte die Fleischhauerin; »ich bin nur ein Weib uud weiß, daß man Ochsen und Ochs mit »chs« schreibt, ja, daß man Haxen, Flaxen, Kraxen mit x schreibt; aber Ochsen, das ist etwas Lebendiges, das vertragt kein X!«

»Können Sie rechnen?« fragte der Fleischhauer.

»Ja, die fünf Species.«

»Wir brauchen bei unserer Innung einen »Viehschreiber.« Monatlich zehn Gulden und von einem jeden Trieb einen Zwanziger. Sie können monatlich auf fünfundzwanzig Gulden kommen; wollen Sie diese Anstellung annehmen?«

»Mit tausend Freuden!«

»Aber Sie müssen ein ehrlicher Mann sein. Sie bekommen manchmal Geld unter die Hände, welches Sie auf die Herberg bringen müssen.«

»Wenn ich zu leben habe, so mache ich gewiß weder einen dummen noch einen schlechten Streich.«

»Was denken Sie denn, was Ihr — Herr Tessin jetzt thun wird?«

»Wenn er seine Besinnung wieder erhalten hat, denkt er weniger, wie er sich vertheidigen, als, wie er sich rächen soll. Es wird sein erster Gedanken sein, daß ich sein Atten-

tat mit dem Vitriol verrathen habe. Jetzt hat er drei Personen, die er unglücklich wird machen wollen —«

»Für das sind wir sicher, der kommt an keine »Tageslichten« mehr.«

Ein Wachter kam athemlos herein.

»Der Herr Gerichtschreiber,« meldete der Wachter, »läßt sich empfehlen. Es ist ein großes Malheur geschehen: der Arrestant ist entsprungen! Der Herr Gerichtschreiber läßt ersuchen, es möchte die Familie Legler, Frau Judith und Herr Bourg auf ihrer Hut sein. Es wird Alles angewendet, den Arrestanten wieder einzufangen!«

Diese Nachricht versetzte Alles in Schrecken.

Judith gerieth außer sich.

»Jetzt möchte ich meine drei baierischen Fanghund noch haben!« rief Sebastian.«

X.

Ludmilla zieht in Zahlheim's Wohnung.

Zahlheim nahm all' seine Launen zu Hilfe, um bei dem Diner, das er und nicht seine Freundin Ludmilla anordnete und bezahlte, recht heiter zu sein.

Was er erspähen wollte, hatte er erspäht. Er sah wie Ludmilla aus einem sogenannten »Weihbrunnkessel,« der nächst der Eingangsthür an einem Nagel hing, einen kleinen Schlüssel hervorlangte, mit diesem ihren Schrank aus Eichenholz aufsperrte, den Brief, den sie von ihrer Tante erhalten und gelesen hatte, in eine Schublade dieses Schrankes legte, hierauf den Schrank wieder zuschloß und den Schlüssel abermals in dem Weihbrunnkessel verbarg.

»Sie haben Geheimnisse vor mir?« fragte Zahlheim und lachte. »Ich darf nicht wissen, was Ihre Tante Ihnen schrieb? — Vielleicht nennt sie Ihre Heirat mit mir eine Mesallance, weil Ihr seliger Herr Vater, liebe Ludmilla, einst ständischer Oberkämmerer war und von Ihrer Majestät der höchst seligeu Kaiserin Maria Theresia den Titel eines »Kaiserlichen Rathes« erhielt? Vielleicht bin ich in den Augen der Tante gegenwärtig, auch meines Vermögens wegen, nicht ebenbürtig. Die gute Nichte besitzt ohne Zweifel einmalhunderttausend Gulden, und ich, wenn ich Alles zusammenraffe, nicht den zwanzigsten Theil und eine Summe Schulden, welche mein Capital noch weit übersteigt.«

»Was fällt Ihnen ein, Zahlheim?« erwiederte Mamsell Fogger, »meine Tante schreibt mir über ganz gleichgiltige Dinge; das Wichtigste ist, daß ich morgen bei ihr speisen soll.«

»Das würde ich mir verbieten,« scherzte Zahlheim; »schon morgen wohnen Sie bei mir und speisen bei mir und bleiben bei mir und trennen sich nicht mehr von mir, bis der Tod uns trennt.«

»O mein Franz!« rief die alte Mamsell ganz liebetrunken aus und blickte dabei Zahlheim mit verglasten Augen an. »Wenn ich nur schon dein Weib wäre!«

»Ludmilla!« hauchte Zahlheim, »Du sagst: dein Weib? Du nennst mich Du? — Ludmilla, Du kommst meinen kühnsten Wünschen zuvor! Also Du für ewig! Hierauf, Ludmilla, leere dieses Glas.«

Zahlheim reichte ihr ein Glas Champagner.

»Franz!« lallte die Verzückte ganz weinselig, »dieser vertrackte Champagner ist mir schon nach dem ersten Glase

in den Kopf gestiegen; ich habe nie von solchem Wein getrunken; ich trinke überhaupt nie Wein! Franz, ich habe bereits einen Dusel; ich bitte Dich, Franz, sei in diesem Augenblicke zurückhaltend mit deiner Inclination! Bedenke, ich bin ein schutzloses Mädchen.«

»Ei zum Teufel!« rief Zahlheim so ungestüm, daß Ludmilla zusammenfuhr, »ich habe jetzt an etwas Anderes zu denken, als an deine Zärtlichkeit. Leute, die sich verheiraten wollen, lassen Kuß und Schwärmerei bis nach der Hochzeit. Gedenkst Du mit mir einen Heiratscontract zu schließen? Wir stehen Alle in Gottes Hand! Soll der Ueberlebende von uns Beiden den Abgeschiedenen beerben?«

»Ja, ja!« hauchte Ludmilla. »Was mein ist, sei dein; was dein — mein. So soll es gelten.«

»Was besitzest Du denn? Man muß doch eine Summe angeben!«

»Eine Summe?« lallte Ludmilla. »Keine Summe! Setze den Heiratscontract immerhin auf. Lasse einen leeren Platz für die Zahlen. Nach der Trauung wird der leere Platz ausgefüllt. Ich will nicht, daß Du früher erfahren sollst, was ich besitze. Ich will aus Liebe geheiratet werden, nicht des Geldes wegen.«

»Wenn ich des Geldes wegen heiraten wollte, hätte ich die Tochter des Bojaren genommen. So viel besitzest Du nicht wie diese. Leere dein Glas und sage mir, wie groß dein Vermögen ist. Halte nicht hinter dem Berge; ich muß dies wissen.«

Ludmilla, so sehr sie auch die Gewalt des Weines fühlte, beherrschte sich doch.

»Ich verrathe keinen Heller vor der Hochzeit,« erwiederte sie. »Führe mich zum Altare, wie wir davon zurück-

kehren, führe ich Dich an meinen Geldkasten. Ungestümer, immer sprichst Du von dem Brautschatze, nie von der Braut, die doch dein größter Schatz sein soll.«

Zahlheim sprang auf.

»Mißtrauisches Unthier!« murmelte er.

Dann sprach er mit Ungestüm: »Mache Dich auf! Du mußt heute in mein Haus. Du bleibst dort bis zu unserer Vermälung. Nach dieser erlaube ich Dir erst, wieder hieher zu kommen und deine »schäbigen Habseligkeiten« *) zu veräußern. Befiehl der Hausmeisterin deine Hunde zu versorgen. Ich will selbst hiezu einen Kronenthaler beitragen.«

Er warf einen Kronenthaler auf den Tisch.

»Laß' deine Hunde,« fuhr er fort, »nicht durch den Abdecker vertilgen; ich kann eine solche niederträchtige Handlung nicht dulden. Die Hausmeisterin soll deine Kläffer an gute Menschen verschenken. **) Mache Dich fertig. Versperre deine Wohnung gut. Ich halte es nicht mehr aus in diesem dumpfen Loche.«

»O Du meine heilige Schutzpatronin!« rief Ludmilla entzückt aus, »er macht Ernst. Ich komme in sein »Revier«. Ich werde bei ihm sein! O könnte ich es vom Spittelberg' bis zur »Elendbastei« jedem Stein, jedem Baum, jedem Stocke zurufen: »Er wird mein! Er wird mein!«

»Vorwärts!« polterte Zahlheim.

»Ich muß doch erst das Geschirr, die Gedecke, das Tischzeug dem Wirthe zurücksenden!«

»Beauftrage die Hausmeisterin damit.«

Dies geschah.

*) Zahlheim's eigene Worte. Siehe: »Wiener Denkwürdigkeiten« von Weißegger. Kempten 1794.

**) Denkwürdigkeiten von Weißegger.

Als Ludmilla ihre Wohnung verließ und ein großes Vorhängeschloß an ihre Thüre hing, fragte die Hausmeisterin:

»Ja, was geschieht denn? Verreisen Sie?«

»Nein,« versetzte Ludmilla; »ich bin zu Zahlheim's Mutter eingeladen. Dort bleib ich, bis wir verheiratet sind.«

»Werden Sie sich denn nicht bei Maria Trost copuliren lassen?« fragte die Hausmeisterin; »auf die Letzt« glaubt es kein Mensch auf unserem Grund (in unserer Vorstadt), daß Sie einen Mann bekommen haben.«

»Versorg' Sie meine Hunde; da hat Sie einen Siebzehner. Gib Sie auf meine Wohnung Acht.«

Sie hing sich an Zahlheim's Arm und verließ das Haus.

* *
*

Auf dem Wege nach der Stadt sprach Zahlheim keine Sylbe mit Ludmilla.

Sie redete ihn wohl zwanzigmal an:

»Was hast Du? — Warum bist Du plötzlich so verschlossen? — Was brütest Du? — Hab' ich Dich böse gemacht?« u. s. w.

Zahlheim ging nachdenkend neben ihr und antwortete nicht.

Endlich erreichten sie das Haus, in welchem Zahlheim wohnte.

Er schloß seine Hausthüre auf; er ließ Ludmilla eintreten.

Er sagte: »Hier wirst Du bleiben und Dich bequem machen, wie zu Hause.«

»Mein Himmel!« versetzte sie. »Ich habe mein Nacht-Commodel« (eine Art Negligée) nicht bei mir.«

»Ueberflüssig!« erwiederte Zahlheim.

»Wo werde ich denn schlafen?«

»Im ersten Zimmer auf dem Divan. Ich habe Betten genug; die Hälfte kann ich Dir abtreten.«

»Aber morgen läßt Du mich nach Hause. Ich muß mir doch Einiges von meiner Garderobe und meiner Wäsche hereinbringen lassen.«

»Uebermorgen! — Morgen schreibe ich allen meinen Freunden Briefe, um Geld zu erhalten. Du mußt den ganzen Tag zu Hause sein, um die Antworten in Empfang zu nehmen. Oder soll ich meine Mutter hiemit beauftragen?«

»Nur deine Mutter lasse aus dem Spiele! Von dieser will ich nichts wissen. Ich bleibe schon hier. — Ich bitte Dich, sei nur nicht so mürrisch. Fahr' mich nicht immer so an. — Ich fürchte mich vor Dir! — Deine schwarzen Augenbraunen zuckst Du immer so schauerlich. Ich habe Dir ja nichts zu Leide gethan.«

Zahlheim erwiederte keine Sylbe und ging in sein Schlafzimmer.

»Ich darf sie doch nicht ängstlich machen,« dachte er. »Der Himmel sei mir gnädig! was mir da für Vorsätze durch den Kopf fahren! — Nein! nein!« schrie er und stampfte mit dem Fuße, »dahin soll es nicht kommen! — Ich darf sie auch nicht mehr so barsch behandeln. — Ich will freundlich sein. — Freundlich? Mit diesem stützigen, abscheulichen Weibsbilde? Einen Thaler schenkte ich ihr für die Hunde her, und sie hatte die Stirne, in meiner Gegenwart den Thaler für sich zu behalten, und ein Siebzehnkreuzerstück ihrer Hausmeisterin hinzugeben. — Es ist schändlich!«

Ludmilla kam an seine Thüre.

»Franz,« sagte sie, »wenn Du mir nicht mittheilst, was Dir ist, was Du vorhast, so will ich lieber nach Hause gehen. — Ich freute mich so über deine Einladung, ich fühlte mich so glücklich, und nun diese Behandlung! — Ich will fort.«

»Bleib'!« herrschte ihr Zahlheim zu. »Mir ist nicht ganz wohl.«

»Mir auch nicht,« erwiederte Ludmilla; »ich glaube, der Wein hat uns Beiden übel mitgespielt.«

»Der Wein!« versetzte Zahlheim und lachte; »der Wein ist gerade mein Arzt. Heute werden noch ein paar Bouteillen Champagner getrunken und Du mußt mittrinken. Beide wollen wir uns ein Räuschchen anzechen, darauf schläft man erst recht gut. — Nimm Dir die besten Betten, bereite deine Lagerstätte, ich will mittlerweile fort und für ein Souper sorgen.«

»Aber wir kommen ja gerade vom Essen.«

»Ludmilla, Du mußt mir nie widersprechen. Widerspruch ertrage ich nicht. Soll unsere Ehe glücklich sein, so muß zwischen uns Eintracht herrschen.«

»Alles recht! Aber ich bin weder hungrig noch durstig.«

»Dann wirst Du mir zusehen und durch dein geistreiches Gespräch mein Mahl würzen.«

Zahlheim ergriff seinen Hut.

»Franz,« mahnte sie, »Du hast heute schon so viel Geld ausgegeben. Du hast zwei Ducaten weggeworfen.«

»Und einen Kronenthaler!« betonte Zahlheim.

»Richtig, auch noch einen Kronenthaler.«

»Den hast aber Du Dir angeeignet.«

»Ich?«

»Wie, Du willst mir dies läugnen? Ich sah es mit meinen Augen, wie Du ihn gegen einem Siebzehner vertauschtest.«

»Ich hebe den Kronenthaler auf.«

»Wirst Du es immer so mit meinem Gelde machen? — Wenn ich Dir zum Beispiele monatlich 30 Gulden in die Küche gebe, wirst Du nur für 30 Groschen kochen lassen?«

»Sparsamkeit ist meine Passion.«

»Geiz, schändlicher Geiz ist deine Passion, und dieser Geiz, diese schmachvolle Schmutzigkeit wird dein Verderben werden!«

»Ich werde mich ändern.«

»Nie wirst Du Dich ändern. — Basta! Ich will nicht zanken. Ich bestelle jetzt ein Abendessen. — Leider muß ich mein eigener Bedienter sein.«

»Ich bestelle statt Dir im Wirthshause.«

»Du möchtest wieder ein »Bäuschel« bringen lassen.«

Zahlheim lachte und ging.

»Da werde ich noch viel auszustehen haben, bis der sich an meine Oeconomie gewöhnt!« sagte Ludmilla, als sie allein war; »das macht mich aber nicht irre. — Als meine Mutter meinen Vater heiratete, war dieser auch flott und warf das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinaus. — Meine Mutter hat ihn aber doch herumgebracht. — In sechs Wochen war er wirthschaftlicher als sie. — Die Weiber vermögen Alles über die Männer; aber nur müssen es die Weiber nicht merken lassen, daß sie Alles vermögen.«

* * *

Zahlheim verweilte ungefähr eine Stunde außer Hause.

Er hatte diese Zeit benützt, um Ducati eine Visite zu machen.

Er kam unbemerkt in das berühmte Kaffeehaus, ließ sich Ducati in ein Nebenzimmer rufen und erkundigte sich um das was geschehen. Er fragte Ducati, ob er wohl glaube, daß er jetzt ruhig in seiner Wohnung bleiben könne, ohne insultirt zu werden; der Kaffeesieder antwortete ihm:

»Nur die festgesetzten acht Tage. Würden Sie diese Zeit unnütz verstreichen lassen, ohne den von mir für Sie erwirkten Bedingungen zu entsprechen, so vermöchte ich für nichts einzustehen. Ihre Widersacher sind lauter Wahnsinnige!«

Zahlheim gelobte auf das Heiligste und zwar schon in einigen Tagen, die Forderungen, die an ihn gemacht wurden, zu tilgen.

»Ich bin ein Teufelskerl,« scherzte Zahlheim; »kaum habe ich eine reiche Braut verloren, so habe ich schon wieder eine Andere. Ich habe sie von meiner Lage unterrichtet. Sie hilft mir.«

»Darf ich nicht den Namen dieser Braut erfahren?«

»Ludmilla Fogger.«

»Die alte, häßliche, knauserige Person? Von dieser erhalten Sie keinen Kreuzer!«

»Sie irren! Man muß es nur darnach machen. Ich habe sie schon im Hause. Sie ist überglücklich. Sie gibt mir ihr ganzes Vermögen, Sie ist sterblich in mich verliebt.«

»Sie müssen sie mehr als verliebt machen,« versetzte der Kaffeesieder. »Sie muß völlig ihre Sinne verlieren, wenn sie ihre Casse aufschließen soll. — Ein Italiener verstand dies vor fünf, sechs Jahren vortrefflich. Diesem gab

sie viel, hierauf ließ er sie sitzen, und der Italiener ist Schuld, daß sie nun nicht nur im höchsten Grade geizig, sondern auch mißtrauisch wurde.«

»Sie haben mir zwölf Ducaten in meiner Noth gesendet, Herr Ducati, ich danke Ihnen herzlich dafür; diese zwölf Ducaten sollen Ihnen reichliche Zinsen tragen, aber — ich spiele meiner Braut gegenüber den Mann, der reiche, generöse Freunde besitzt; — den ganz Hilflosen würde sie vielleicht zurückweisen; wenn ich aber prahle, daß ich deshalb noch nicht verloren sei, wenn sie mir nicht beisteht; daß ich sie verlasse, wenn sie mir keinen Beweis ihrer Liebe gibt — dann spendet sie —«

»Beweise ihrer Liebe so viel Sie wollen, nur kein Geld!«

»Dann spendet sie mit vollen Händen; Sie werden sich überzeugen.«

»Ahmen Sie dem Italiener nach und Sie werden reussiren.«

»Das werde ich, aber ich muß Ludmilla blenden. Sie muß sich überzeugen, daß die Zuversicht auf meine Freunde kein Hirngespinnst ist.«

»Ich verstehe, Sie brauchen Geld.«

»Ja.«

»Viel?«

»Fünfzig Ducaten. Wenn Sie mir diese für zwei Tage leihen, dann bin ich Ihnen zweiundsechzig schuldig und gebe Ihnen hundert Ducaten dafür zurück.«

»Herr von Zahlheim, wenn Sie mich filoutirten?«

»Ich verschreibe Ihnen meine Möbles dafür.«

»Wenn Sie dies thun?«

»Geben Sie mir Tinte, Feder und Papier.«

»Hier ist was Sie wünschen.«

Zahlheim schrieb.

»Hier ist das Geld.«

»Noch Eins!« sagte Zahlheim.

»Was denn noch?«

»Wäre es Ihnen nicht möglich, mich morgen vor acht Uhr in meiner Wohnung zu besuchen?«

»Was soll ich da?«

»Sie sollen mir vor meiner Braut sagen, daß ich ein Thor sei, wenn ich heirate; wenn ich Geld brauchte, stünden mir Tausende zu Gebote.«

»Darf ich recht aufschneiden?«

»Je mehr, desto besser.«

»Darf ich der Alten einige Grobheiten beibringen? Sie müssen wissen, daß ich einen jahrelangen Groll gegen dieses Weibsbild im Herzen habe; ihre Mutter hat einmal meine Schwägerin über eine geringe Forderung auspfänden lassen, die Mutter der Ludmilla hätte sich von dem bösen gerichtlichen Schritt abbringen lassen, aber die Tochter fiel wie eine Furie über die Arme her. — Ich war damals in Pesth. Ich konnte meiner Schwägerin nicht beistehen.«

»Lassen Sie Ihre ganze Entrüstung über die Hartherzige hereinbrechen; Sie erweisen mir den größten Gefallen.«

»Soll geschehen.«

Zahlheim ging seelenvergnügt von Ducati.

Auf dem Heimwege ließ er einen Abendschmaus sich durch den Kellner von den »drei Hackeln« (jetzt »zum römischen Kaiser«) und zwei Flaschen Champagner bringen.

Als er in seine Wohnung trat, ging er auf Ludmilla zu und zeigte sich ausnehmend galant, umarmte sie vor dem

Kellner, nannte sie sein »liebes Weibchen,« bat sie um Verzeihung, daß er so lange ausgeblieben, und war so ausgelassen lustig, daß Ludmilla in Seligkeit schwamm.

Ludmilla wurde überglücklich.

XI.

In der Wohnung Ludmilla's.

Noch in dieser Nacht entwendete Zahlheim aus dem Strickbeutel seiner Geliebten die beiden Schlüssel zu ihrer Wohnung.

Er benützte hiezu den Moment, in welchem sie wirklich weder sah noch hörte, sondern von dem vielen Champagner, den er ihr zu trinken aufnöthigte, ihre Besinnung verlor.

Als sie wie ein Sack bei Tische eingeschlafen war, trug er sie in sein Bett in das dritte Zimmer, und begab sich in das erste, in welchem er sich auf den Divan hinstreckte, und, mit den frohen Aussichten, welche ihm die Schandthat, die er am andern Morgen zu vollführen sich vornahm, bald in einen eben so tiefen Schlaf verfiel.

Er schlief bis acht Uhr.

Er raffte sich auf, ging in das Zimmer, in welchem Ludmilla sich befand.

Sie schlief noch immer.

Er suchte sie zu wecken.

Sie regte sich nicht.

Er rüttelte sie gewaltig.

Sie riß die Augen auf, erhob sich im Bette und starrte Zahlheim an.

Endlich rief sie:

»So war es doch kein Traum? — So bin ich doch bei Dir? — Und in deinem Bette habe ich geschlafen? — Darum schlief ich so gut. — O, mein lieber, theurer Franz! Wie selig träumte ich! Laß mich noch fortschlafen, laß mich noch lange so himmlisch träumen!«

»Schlafe meinethalben bis Mittag!« sagte Zahlheim. »Ich muß ins Amt. Ich habe viel zu thun! Hier gebe ich Dir fünfzig Ducaten, damit Du siehst, daß ich Freunde habe, die mich nicht stecken lassen. Ich warf gestern, als ich das Souper bestellte, im Gasthofe »zu den drei Hackeln« nur ein paar Worte in den Kreis meiner Bekannten. Der Eine brachte mir schon heute Früh um sieben Uhr dieses Röllchen Gold; zu den Andern muß ich mich, wenn ich aus dem Amte komme, bemühen. — Ich werde viel Geld nach Hause bringen. Du siehst also, daß ich nicht gelogen, da ich deiner Geldhilfe nicht bedarf. — Verwahre mir dies Sümmchen, und damit Du goldene Träume hast, lasse dieses in deinen Händen ruhen. — Noch einen Kuß!«

Er küßte sie.

»Ich schließe Dich ein. Es wird Dich Niemand stören!«

»Franz!« rief sie voll schwärmerischer Zärtlichkeit.

Er hörte sie nicht, ging, schloß sie ein und eilte zu Ducati, ihn bittend, daß er erst des Nachmittags seine Visite machen möge.

Zahlheim sah nicht voraus, daß es so bald gelingen werde, den Schlüssel zu Ludmilla's Wohnung zu erhalten.

Er ging von Ducati schnell ins Amt.

Er wurde von seinem Rathe wohl etwas frostig aufge-

nommen, doch machte ihm dieser keine Vorwürfe, daß er abermals das Bureau nicht besucht hatte.

Zahlheim arbeitete überaus fleißig.

Er erledigte alle Stücke, welche er auf seinem Schreibtische fand, dann meldete er seinem Rathe, daß er den Bürgermeister in seinem Bureau besuchen, den Räthen sich zeigen und in das Expedit sich begeben wolle, um das Mundiren zu beschleunigen.

Sein Rath war jetzt freundlicher.

Zahlheim ging in alle die Departements, die er zu besuchen sich vornahm, auch in das Bureau des Bürgermeisters, welchen er aber nicht traf, da dieser sich bei der Augenscheinscommission befand, welche eine neue Brücke über den Wienfluß beurtheilte.

Aus dem Expedit schlich er sich über eine Hintertreppe nach der Salvatorgasse, dort hatte er einen Fiaker bestellt; er bestieg diesen, fuhr bis an den ungarischen Gardehof, zog seinen Mantelkragen über das Gesicht und war mit einem Satze über der Stiege bei Ludmilla's Wohnung.

Bei der Thüre derselben stand er wie versteinert.

Er hatte bereits die Schlüssel zum Vorhänge- und zum Thürschlosse in der Hand, aber die Hand schien ihm wie gelähmt.

Es war ihm als wenn ihn Jemand anfasse und ihm zurufe:

»Weiche von hinnen, frecher Dieb! verwegener Gauner und Räuber!«

Wenn Jemand über die Treppe gegangen wäre, Zahlheim hätte sich nicht davonmachen können, so unfähig zu jeder Bewegung fühlte er sich.

Allein es schien ihm, als wenn der Teufel Schildwache halte, damit er nicht gestört werde.

Endlich ermannte er sich.

Er brachte den kleinen Schlüssel ins Vorhängschloß; er sperrte es auf, nahm es aus der Arbe und steckte das Schloß zu sich.

Mit einem raschen Umdrehen des Schlüssels war das Thürschloß offen. Er zog den Schlüssel ab, öffnete die Thür und sperrte sie von Innen wieder zu.

Jetzt horchte er, ob Niemand käme.

Es regte sich nichts.

Auf der Thurmuhr von Maria Trost schlug es Eins.

»Es ist keine Zeit zu verlieren!« dachte er.

Er holte den Schlüssel zum Geldkasten aus dem Weihbrunnkessel hervor und sperrte diesen mit unbeschreiblicher Hastigkeit auf.

Er riß eine Schublade auf, darin lagen Ludmilla's Taufschein und einige Zinsquittungen; er riß die zweite auf, er fand ganz unbedeutende Papiere; endlich in der dritten Schublade lagen Obligationen, aber in keinem höhern Betrage, als von 1700 fl. In der vierten Schublade fand er 242 fl. in Silbermünze, der Sack war mit einem Zettel bezeichnet, auf welchem diese Summe mit Bleistift geschrieben angemerkt war.

»Was ist das?« rief er ganz tonlos.

»Wo befindet sich denn Ihr Vermögen?«

Er visitirte alle Schubladen noch einmal.

Er untersuchte den Kasten, ob er keine geheimen Fächer besitze.

Endlich fiel ihm ein Brief in die Hände, derselbe, den Ludmilla Tags vorher, in seiner Gegenwart erhalten hatte.

Er las Folgendes, das sein Blut zu Eis erstarren machte:

»Liebe Ludmilla!«

»Das, was Du mir gestern von deiner Heirat mit dem Secretär Zahlheim erzählt hast, will mir nicht aus dem Kopfe. Ich wollte Dir sogleich sagen, daß Du ein gefährliches Spiel vor hast, ich schwieg jedoch, da die Nachbarin gerade bei mir war, und ich vor dieser Person Dich schonte. — Du vertrautest mir, Zahlheim halte Dich für sehr reich; er glaube, Du besäßest über 60,000 fl., und Du habest ihm diesen Glauben nicht genommen, um Zahlheim nicht zu verlieren. Ludmilla, ich beschwöre Dich, sage ihm die Wahrheit; sonst wird deine Ehe beispiellos unglücklich werden. Aus Liebe kann Zahlheim wohl ein Mädchen, welches gar nichts besitzt, oder wie Du, nur ein paar tausend Gulden im Vermögen hat, heiraten, aber dann muß ein solches Mädchen schön und jung und liebenswürdig sein, aber nicht — — Du verstehst mich wohl! — Besinne Dich also und entdecke Zahlheim, daß Du ihn getäuscht hast. Liebt er Dich wirklich, so wird er Dir verzeihen, liebt er Dich aber nicht, und freit er nur nach großem Vermögen, so wird er von der Heirat zurücktreten, und Du weder ihn, noch er Dich unglücklich machen. — Befolge meinen Rath. Sei so schnell als möglich aufrichtig gegen Zahlheim. — Wenn Du morgen zu mir zu Tische kommst, berichte mir, ob Du meinen gutgemeinten Wink benützt hast.

»Am 28. Jänner 1786. Deine Dich liebende Tante
Dorothea Fogger.«

Zahlheim durchströmte eine Empfindung, als wenn Gift in seinem Innern wüthe.

»Schändliches, verworfenes *****,« rief er aus. »Nicht einmal Geld besitzest Du, bei deiner Häßlichkeit, bei deinen weit vorgerückten Jahren, und bei deinem nichtswürdigen, schmählichen Charakter! Behalte deine lumpigen Pfennige! Ich will nichts von Dir wissen! Aber aus meinem Hause will ich Dich peitschen, falsches, betrügerisches, nichtsnutziges Mensch!«

Schon packte er den Sack mit Silbermünze zusammen und die Obligationen, um sie wieder in den Schrank zu werfen, — da besann er sich; seine gemeine Habsucht ließ auch ihn diese geringe Summe nicht verschmähen.

»Nein!« sagte er, »umsonst will ich nicht hier gewesen, umsonst diese Angst bei dem Hereinkommen in diese Wohnung, umsonst die niederträchtige Täuschung, den abscheulichen Betrug nicht erlebt haben. Dieses Geld behalte ich. Es ist eine höchst unbedeutende Entschädigung für meine fehlgeschlagenen Hoffnungen, aber doch etwas! — Im Hetz-Amphitheater existirt noch eine Bank. Gerade dieses gestohlene Geld soll mir Glück bringen.«

Er steckte seinen Raub zu sich, brachte alles in die vorige Ordnung, verschloß den Schrank, legte den Schlüssel in den Weihbrunnkessel, versperrte die Wohnung, wie er sie gefunden, und nachdem er wieder ängstlich gehorcht, ob ihn Niemand bemerke, flog er die Stiege hinab, um schnell aus dem Hause zu kommen.

Plötzlich stand die Hausmeisterin vor ihm.

»Ei, Herr von Zahlheim,« sagte die Hausmeisterin, »jetzt erst gehen Sie? — Die Mamsell hat Sie wahrschein-

lich bestellt, und ist nicht nach Hause gekommen. Haben Sie wieder gut zugesperrt? — Sie wissen, ich bin ja verantwortlich für ihr Quartier. — Wann kommt sie denn wieder heim? Ist sie noch bei Ihrer Mama?«

Zahlheim stand wie ein Automat.

Kalter Angstschweiß träufelte ihm von der Stirne.

»Wahrscheinlich speist sie heute wieder bei Ihrer Mama. — Das wird ihr recht sein, so erspart sie das Geld für das Mittagmahl, und ißt sich wieder für acht Tage satt.«

Zahlheim gewann es noch nicht über sich, auch nur ein Wort zu antworten.

»Nicht wahr, Herr von Zahlheim,« fuhr die Hausmeisterin fort, »Sie werden sich noch Zeit lassen, diese »Bißgurn« zu heiraten? Die gehört ja ins Bäckenhäusel*) und nicht für einen Mann, besonders nicht für einen so »hochgestellten« Herrn wie Sie! — Sehen Sie sie heute noch? — Sagen Sie ihr doch, daß schon die Hälfte ihrer Hunde verschenkt ist, die schönen haben Herren gefunden, die wilden »jauck i« fort!«

Zahlheim gewann endlich seine Sprache wieder.

»Frau Hausmeisterin,« sagte er, »Mamsell Ludmilla ist, seitdem sie bei meiner Mutter war, abgängig. Wo sie hingekommen, weiß ich nicht. Ich glaubte sie in ihrer Wohnung erwarten zu können; ich täuschte mich. — Sagen Sie ihr, wenn sie nach Hause kommt, daß meine Mutter und ich in großer Angst um sie sind! — Sie soll uns bald Nachricht geben, warum sie uns, ohne ein Wort zu sagen, verlassen?«

*) Ein Wiener Versorgungshaus.

Zahlheim wankte seinem Wagen zu und fuhr nach der Stadt.

Im Wagen hatte er den Muth, dem Himmel zu danken, für seine wieder gewonnene Geistesgegenwart.

XII.

Eine neue Braut.

Der Leser wird sich noch eines Freundes des Bojaren erinnern, der im Einverständnisse mit diesem in der verhängnißvollen Nacht an der Spielbank Ducati's in griechischer Kleidung erschien und Zahlheim schonungslos in die Enge trieb.

Dieser Grieche, ebenfalls ein Sechziger wie der Bojar, war bestimmt, die Ehre Rosaurens zu retten, sie unter die Haube zu bringen, ehe sie Mutter wurde; die reiche Mitgift, welche der Bojar seiner Tochter verhieß, bestimmte den Griechen hiezu; übrigens war Rosaura trotz ihres bemerkbaren Zustandes noch immer sehr schön, wenn gleich blaß wie eine Marmorbüste, und ihre feurigen Augen wild umher irrten, weil sie Gram und Verzweiflung im Herzen trug.

Der Bojar wußte keinen andern Ausweg, die Ehre seiner Tochter vor der Welt zu retten, als diese Heirat, und die Mutter gab ihre Einwilligung hiezu.

Aber wie diese Heirat Rosauren vorzuschlagen, ihr, der durch Zahlheim auf das Empörendste Getäuschten, Gekränkten, Verrathenen, Verstoßenen? dazu wußten Vater und Mutter nicht Rath.

Der Bojar befand sich mit seiner Gemalin allein in ihrem Empfangzimmer.

Sie überlegten, was geschehen solle.

»Du wirst Dich überzeugen,« bemerkte die Frau dem Manne; »Rosaura schlägt diese Verbindung aus.«

»Was fällt Dir ein,« erwiederte der Bojar, »Rosaura muß sich ja glücklich fühlen, daß sie einen Mann bekommt, der die Sünden des Liebhabers auf sich nimmt.«

»Sie wird diesen Mann verachten.«

»Sie wird ihn achten, weil er sich für sie opfert.«

»Sie wird ihn verachten, sage ich, weil sie sehr gut einsehen wird, daß Kulkiew nur des Geldes wegen, nur der fetten Aussteuer zu liebe, unsere Tochter zur Frau nimmt.«

»Ei was! Kulkiew ist selbst reich.«

»Reich, aber habsüchtig wie Niemand auf der Welt. Dieser Mann würde eine zum Beil verdammte Muttermörderin heiraten, wenn sie an Schätzen reich, gegen die Bedingung begnadigt würde, daß Kulkiew sie ehelichte.«

»Das kann uns beiden gleichgiltig sein.«

»Aber unserer Tochter nicht, und dann bedenke die Ungleichheit der Jahre, die unangenehme, ja widerliche Gestalt des Griechen, bedenke die Folgen einer solchen Ehe; Kulkiew ist roh und brutal wie ein Heide. Die Vorwürfe, welche er gegen seine Frau bei jedem Anlasse erheben würde, wären entsetzlich. Rosaura wird dies Alles so erwägen wie ich; Du wirst Dich überzeugen, sie nimmt den Griechen nicht zum Gemale.«

»Sie muß. Ich kann unsere Tochter, welche keine Witwe ist, nicht mit einem Kinde auf dem Arme in meine Heimat führen, und einen anderen Mann, einen jungen, schönen, eleganten kann ich ihr nicht zaubern, ich wüßte auch nicht einen solchen aufzutreiben.«

»Laß es der Zeit über, Rosaura auf andere Gedanken zu bringen.«

»Der Zeit! Wie ungereimt sprichst Du! Die Zeit ist es ja eben, welche mich drängt, doppelt drängt, erstens weil wir bis zum Josephstag künftigen Jahres in Bukarest eintreffen müssen — dann weil in viel früherer Zeit Rosaura —«

»Lasse sie kommen und trage ihr deine Wünsche vor; ich will diese ihr nachdrücklich zu Gemüth führen.«

»Weint sie noch immer um Zahlheim?«

»Sie erträgt ihre Leiden jetzt mit größerer Ruhe. — Zerstreuung, sagte sie gestern zu mir, würde sie heilen.«

»Zerstreuung! — Zum Geier! Da kann sie sich doch an Niemand besser wenden, als an mich. — Ich wünsche selbst Zerstreuung, und auch Du bedarfst ihrer. Heiratet Rosaura Kulkiew, so wollen wir den Fasching in Wien noch herrlich und in Freuden zubringen. — Uebermorgen findet die berühmte »Feiste Donnerstags-Redoute« statt, welche auch der Kaiser, der ganze Hof und der gesammte hohe Adel besucht, da wollen wir Rosaura in einer Maske hinführen, welche ihren Zustand verbergen soll.«

»Das werde ich ihr sagen.«

»Und wem verdankt Rosaura ihre Umwandlung?«

»Dem Doctor Lachenberg. Er hat ihr über den nichtswürdigen Zahlheim die Augen geöffnet, ihr seine Gewissenlosigkeit so eindringlich geschildert, daß sie tiefer Abscheu gegen den Elenden ergriff; endlich hat Doctor Lachenberg ihr gesagt: daß das Leben eines Kindes in einer solchen Gemüthsstimmung nur von der Mutter abhänge; erliege die Mutter ihren Seelenleiden, dann erliege auch das Kind denselben,

Rosaura sei vor Gott schuldig, ihr Leben, schon des Lebens des Kindes wegen, zu erhalten.«

»Dies wirkte?«

»Dies wirkte Wunder! Rosaura erhob sich wie durch eine unsichtbare Macht hiezu begeistert. — Nein, rief sie aus, ein Opfer wie ich werden wollte, ist der Verworfene, der mich nie liebte, nicht werth! — Nicht genug, daß er mich auf die gemeinste Weise zurückwies, so zog er mir auch noch ein an Leib und Seele häßliches Geschöpf vor. — Herr Doctor, sagte sie, ich gelobe Ihnen, daß weder ich noch mein Kind zu Grunde gehen sollen, eines verachtungswerthen Menschen wegen!«

»Es lebe der brave Arzt!« versetzte der Bojar. »Rufe nun Rosaura, vielleicht geht sie in dieser Stimmung auf meine Vorschläge ein.«

Die Mutter ermahnte die Tochter, ihre Krankenstube zu verlassen.

Rosaura erschien.

Sie war wirklich heiter.

Der Vater eilte auf sie zu und umarmte sie.

»Meine liebe Tochter,« sagte er »Du machst mich glücklich. — Du entschlägst Dich der Erinnerung an einen Nichtswürdigen, der so viel Kummer, so herben Jammer über uns alle gebracht hat; ich segne Dich, mein Kind. — Ich erschien Dir hart, weil ich Dich nicht sehen wollte, weil es mich empörte, daß Du Dich über den Verlust eines der verabscheuungswürdigsten Menschen zu grämen vermochtest — aber nun beruhigt mich deine Mutter; Du hast der Stimme der Vernunft Gehör gegeben, willst nicht mehr weinen, nicht mehr Dich härmen, willst Dich uns, die wir Dich lieben, er-

halten; ich danke Dir, mein Kind, daß Du deiner Eltern Herzen nicht willst brechen.«

Rosaura umarmte ihren Vater und ihre Mutter, und küßte beide innig.

»Nun sollst Du aber wirklich radical geheilt werden, meine Tochter. — Dies ist nur möglich, wenn Du einem Vorschlage Gehör gibst, der Dich zwar frappiren wird, aber dazu dient, Dir auch vor den Augen der Welt Genugthuung zu geben. Du mußt heiraten.«

»Heiraten!« rief Rosaura erstaunt aus. »Heiraten — doch nicht Zahlheim?«

»Lasse diesen Namen nie mehr über deine Lippen kommen. — Nein, einen braven Mann, einen reichen, guten, angesehenen Mann.«

»Soll dieser mit mir betrogen werden?«

»Was fällt Dir ein! — Nie werde ich zu einer Täuschung mich herbeilassen, und wäre der, welcher Dich zum Altare führen soll, der letzte Mensch auf der Erde; nein, der Mann, welcher um deine Hand angehalten, ist sehr gut von deinem Unglück unterrichtet.«

»Und er setzt sich darüber hinaus?«

»Er klagt Zahlheim an, nicht Dich.«

»Er will Vater meines Kindes seyn?«

»Er will es.«

»Dann ist er bestochen durch den Reichthum meiner Eltern.«

»Er ist selbst reich.«

»Dann ist er vielleicht so gestaltet, daß er kein anderes Weib zu erhalten hoffen kann.«

»Schön ist er nicht. Ich werde Dich nicht belügen.«

»Aber es ist ein angesehener Mann,« setzte die Mutter

hinzu; »ein Mann, welcher sich großer mercantilischer Verbindungen erfreut; in Bukarest ein großes Handelshaus, in Wien, in Pesth und Hermannstadt seine Commanditen besitzt, seine Schiffe zwischen Constantinopel und Odessa kreuzen läßt.«

»Sein Name?« fragte Rosaura.

»Kulkiew.«

»Der Grieche, den ich einige Male in unserem Hause sah?«

»Derselbe.«

»Mein Gott! Dieser Mann flößt ja eher Furcht als Zutrauen ein; diese entsetzlichen Augen! er schielt so abscheulich, daß man fast nur das Weiße seiner Augen sieht, und diese häßliche Nase, welche bis an seine Lippen reicht! Ich wich ihm ängstlich aus, um mich an dieser Schreckensgestalt nicht zu versehen. — Nein, nein, liebe Eltern, ich will so bleiben, wie ich bin.«

»Das ist unmöglich,« warf der Vater ein. »Ich muß nach Bukarest, ich muß Frau und Tochter mitnehmen, eine unverheiratete Tochter mit einem Kinde! Du kennst die Weiber und Mädchen in meiner Vaterstadt nicht; die Schlangenzungen würden Dich zerfleischen; Vater und Mutter würden dem Gespötte der ganzen Stadt preisgegeben werden.«

»Man weiß ja nicht, ob ich nicht eine Witwe bin.«

»O, das wird man genau erfahren. Die Bojarinnen in unserer Stadt sind in solchen Fällen so neugierig und dabei so mißtrauisch, daß sie eigene Couriere nach Wien schicken würden —«

Und wenn ich als die Gattin eines so zurückstoßend häßlichen Mannes, ich, die Tochter eines Vaters, der Millionen besitzt, in den Zirkel dieser neugierigen und mißtrauischen

Bojarinnen gelange, werden diese Frauen nicht auch einen Courier nach Wien senden, um zu erforschen, warum Sie, theure Eltern, Ihr einziges Kind gerade diesem Manne zur Frau gaben? Gewiß war Kulkiew noch nie vermält?«

»Nein.«

»Ich finde es natürlich; wer eine solche Gestalt besitzt, könnte nur um Blinde freien.«

»Rosaura, Du brichst mir das Herz,« sagte der Vater, »wenn Du meinen Brautwerber zurückweisest; bedenk' deine Ehre, bedenke die Ehre deiner Eltern!«

»Ehe ich noch einmal meine Eltern bitte, mich nicht einem Popanz zum Weibe zu geben, will ich mit dem Manne sprechen; vielleicht zeichnen ihn Eigenschaften des Geistes und des Herzens aus.«

»Wenn Du glaubst,« entgegnete der Vater, »er sei ein Maulheld, ein Galan, ein aalglatter Redner, der durch schöne Worte zu gewinnen wisse, dann wird er Dir auch in seinem Gespräche nicht gefallen, aber beurtheile ihn als Kaufmann, als Inhaber einer höchst soliden Firma, als unternehmenden Speculanten.«

»Als einen Mann, der auf meine Hand speculirt, weil mein Vater vielleicht zweimal so reich ist als er.«

»Meine Tochter,« bemerkte die Mutter, »übersieh nicht, daß ein Mädchen in deiner Lage nicht die Wahl hat unter den Männern, die ihr besser, anziehender und angenehmer erscheinen. Deine Genesung kann nicht aufgeschoben werden und unsere Reise eben so wenig.«

»Ach Mutter, jetzt fühle ich es neuerdings, wie unglücklich ich bin, und daß ich nie mehr glücklich werden könne.«

Kulkiew trat ein.

Als er Rosaura erblickte, wollte er liebenswürdig sein.

Er machte so plumpe Kratzfüße wie ein Kameel, und seine Freundlichkeit war so widerlich, als wenn er einen Löffel voll Scheidewasser in den Mund genommen hätte.

»Endlich werde ich von dem Zufalle begünstigt, das schöne Fräulein zu sprechen. Ich fühle mich selig.«

»Die Pottasche ist im Preise gestiegen,« sagte er zu dem Bojaren.

»Habe ich nun Hoffnung, angebetete Rosaura, Ihnen meine Huldigung darbringen zu dürfen?« fuhr er zu Rosaura gewendet fort.

»Die Schweizer-Cotone,« referirte er dem Bojaren, »überschwemmen den Platz; die Mauthbeamten überwachen die Schwärzer zu wenig.«

»So sprechen Sie doch nicht immer von Ihrem elenden Schacher!« grollte der Bojar.

»Ganz richtig! Ich bitte um Verzeihung. Sehen Sie,« wendete sich der Grieche abermals an den Bojaren, »daß es gut war, daß ich den Indigo von Schwab und Compagnie nicht acceptirte, sieben Gulden hätte ich per Centner verloren, Indigo und Krapp sind im Preise gesunken.«

»Herr Kulfiew,« nahm Rosaura das Wort, »ich hoffe noch das Vergnügen zu haben, wenn Sie Ihre Geschäfte mit meinem guten Vater beendet, mit Ihnen zu sprechen. Indeß behandeln Sie mich nur nicht auch wie ein Stück Waare. Mein Vater und meine Mutter werden mich nicht unterm Preise hintangeben, und was ich trotz meines Makels werth bin, werde ich Ihnen selbst sagen!«

Rosaura entfernte sich mit ihrer Mutter.

»Sagen Sie mir, ob Sie der Teufel reitet?« begann der Bojar. »Können Sie denn Ihren verfluchten kaufmännischen Firlefanz nicht für fünf Minuten aus dem Kopfe brin-

gen? — Auf der Spielbank bei Ducati war ich schon immer in Angst, Sie würden von Juchtenleder, Knoppern und Alaun zu sprechen anfangen, zum Glück beherrschten Sie sich, aber bei meiner Tochter, für die ich Ihnen viel genauere Instructionen gab, ließen Sie alle Vorstellungen unbeachtet. So gibt es doch nichts Abgeschmackteres, als einen trockenen Kaufmann, der von sonst nichts Anderem zu sprechen versteht, als von seinem widerwärtigen Handel.«

»Ja, auf der Spielbank war es anders. Da war es leicht, Ihre Winke zu befolgen, da sah ich Geld vor mir, da dachte ich an keine Waare, aber hier!«

»Sehen Sie nicht auch Geld vor sich, wenn Sie mein Eidam werden? Sie fordern von mir 100,000 Stück Ducaten und einen Lieferungscontract für 50,000 Ochsenhäute.«

»Meine Phantasie ist nicht so groß, wirklich schon etwas zu sehen, was noch im weiten Felde steht. Ich fürchte, daß Ihre Fräulein Tochter mir einen Korb gibt.«

»Sie wird Ihnen keinen Korb geben; werfen Sie nur für eine Stunde den Juchten-, Krapp- und Indigo-Discurs bei Seite. — Wen kann denn solch fades Zeug interessiren? Seien Sie Kaufmann in Ihrem Comptoir, in Ihren Magazinen und im Handgrafenamt,*) aber Frauen gegenüber und Personen, welche nicht zur Handelswelt gehören, verschonen Sie mit langweiligen Geschichten.«

»Ich will mir's merken! — Ich wollte nur etwas Neues erzählen.«

»Dann erzählen Sie Neuigkeiten aus dem Bereiche, das

*) Unter Kaiser Joseph wurde das Hauptmauthamt das Handgrafen-Amt genannt. Der Chef dieses Gefälles hieß der Handgraf. Der letzte Handgraf war Ferdinand Edler von Reitzenstein (1787).

diejenigen interessirt, welchen Sie Neuigkeiten mittheilen. Wenn Ihnen meine Frau schildern wollte, welche Erlebnisse sie mit ihren Dienstleuten hat, so würden Sie sie eine Gans nennen, aber Sie als Kaufmann bringen das Gewäsch vom Waarenmarkt hieher, das in unserm Cirkel keinen Menschen interessirt.«

Die Frau des Bojaren erschien wieder.

»Wenn es Ihnen angenehm ist, Herr Kulkiew, so will meine Tochter mit Ihnen sprechen. Viel sprechen, lange sprechen, Sie sollen sich nicht über Unhöflichkeit beklagen dürfen. — Wenn Sie aber wieder von Ihren Geschäften anfangen, etwa von Zucker, Kaffee, Cacao, Vanille, Gummi-Arabicum, Cochenille, Blauholz u. s. w., so wird sie Sie nicht zu Wort kommen lassen, und Ihnen vom Strickstrumpf, vom Handschuhnähen, von der Perlenstickerei und vom Kleiderzuschnitt referiren.«

Herr Kulkiew machte große Augen, das heißt, er schielte so erstaunlich, daß beide Augensterne verschwanden und er sich nun, vollkommen blind, in das Boudoir der Damen führen lassen mußte.

XIII.

Nach dem Raube.

Rosaura wurde überredet, den häßlichen, geldgierigen Mann zu heiraten.

Vater und Mutter wendeten Alles an, der Vater sein Ansehen, die Mutter ihre Thränen.

Rosaura willigte endlich ein, und der Tag der Vermälung wurde festgesetzt.

Welche Selbstverläugnung dazu gehörte, einem solchen

Monstre angehören zu wollen, wie Herr Kulkiew war, welche Qualen das arme Herz der armen Bojarentochter zerrissen, werden gefühlvolle Leserinnen sich wohl selbst ausmalen können, der Verfasser vermag es nicht.

Allerdings erheischte es das strenge Richteramt der öffentlichen Meinung, daß Rosaura eher Frau als Mutter werde; aber daß einer Versündigung wegen, deren sich Tausende schuldig machten, und sich noch andere Tausende ferner schuldig machen werden, um jeden Preis hätte gesühnt werden sollen, das war von Rosaura's Eltern doch zu hart; es hätte andere Wege gegeben, der Gefallenen Schuld auszugleichen. Warum reisten der Bojar und seine Gemalin nicht ohne ihre Tochter in das »engherzige« Bukarest; warum erinnerten sie sich nicht, daß Rosaura's Mutter lange Jahre in ähnlichen Verhältnissen lebte? dafür hatten sie aber kein Gedächtniß; sie wollten mit ihrer schönen Tochter prunken, gleichviel, ob dieser das Herz darüber bräche.

Der Fall kommt nicht selten vor, daß ein unglückliches Geschöpf seine Hand dem ersten Besten in ähnlicher Lage reichen muß, aber immer entstehen hieraus die bejammernswerthesten ehelichen Verhältnisse. Man erwäge hier nicht einmal die Vorwürfe, die ein roher Mann in solchen Fällen auf den Lippen hat — man beurtheile aber die Lage einer auf diese Weise Geopferten, die früher l i e b t e, denn sonst wäre sie nicht in einen solchen Fall gekommen, und die dann hassen muß, weil ihr Gatte sich die Verbindung bezahlen ließ.

Und nun gar Rosaura!

Sie sollte nicht nur einem höchst häßlichen Manne in die Hände fallen, sondern auch einem, dessen geistige Eigenschaften abstoßend waren; einem Manne ohne Herz, welcher nur einem Sandboden glich, der unaufhörlich einsaugen,

aber nicht wiedergeben wollte, einem Manne, der mit seinem Weibe ein Kaufgeschäft machte, und nur bedauerte, daß er es nicht neben seinen Waaren ins Magazin stellen und gelegentlich dem Sultan verpacken konnte, von dem er den Auftrag erhalten:

»Sollten Sie in Wien irgend eine Schönheit aufgefunden haben, welche sich für mein Serail eignet, so senden Sie mir diese mit nächster türkischen Post!«

Also, Rosaura wurde von ihren Eltern überredet, dem Ungethüm ihre Hand zu reichen, und sie, die sich so wie so für verloren hielt, erklärte sich bereit hiezu.

Die Mitgift war schon früher bestimmt; aber der schlaue Grieche setzte noch eine Bedingung:

»Für den Fall, ließ er sich schriftlich zusichern, daß etwas Ungewöhnliches eintreten, etwas, das die Verheiratung mit Rosaura schwieriger machen sollte, etwas, das des Griechen Ehre öffentlich compromittiren könnte, so müsse der Vater der Braut die Mitgift an barem Gelde verdoppeln, oder die Heirat gehe zurück.

Herr Kulkiew war der Meinung, daß vielleicht noch vor der Vermälung Rosaura's Genesung erfolgen könne, weil Doctor Lachenberg, vertraulich befragt, die Möglichkeit einräumte, daß die häufigen Gemüthsbewegungen der Braut eine Frühgeburt befürchten lassen könnten. Dies, versicherte Kulkiew, wäre seiner Ehre nachtheilig; denn Rosaura's Kind müsse den Anschein eines ehelichen Kindes haben, sonst vermöge er es nicht auf seinen Namen taufen zu lassen.

Ohne hievon Rosauren ein Wort zu sagen, um sie nicht neuerdings zu kränken und zu demüthigen, ging der Bojar auch diese Bedingung ein.

Sonst suchte sich Kulkiew so liebenswürdig als möglich zu zeigen. Er schlug eine Menge von Zerstreuungen vor. Man machte fleißig Schlittenfahrten, die im Jahre 1786 im Jänner großen Luxus erheischten, man speiste an einigen beliebten öffentlichen Orten, man fuhr zu den Productionen der sogenannten »Temeswarer Wunderkinder,« welche sich in dem großen Saale »zum Mondschein« producirten, und die (die Zahl der Wunderkinder war sieben) vierzehn Instrumente spielten; man besuchte alle beliebten wälschen Opern, z. B. »Fra i due litiganti il terzo gode,« welche 37mal gegeben wurde und worin Mandini und Benuzzi, dann die unvergleichliche Storazze, welche in jener Zeit jährlich 1000 Ducaten erhielt; man sah »la grotta di Trofonio,« welche 43mal aufgeführt wurde, und unter den deutschen Opern Dittersdorf's »Doctor und Apotheker,« welche Oper Kaiser Joseph sehr gefiel.

Daß alle diese Genüsse der Bojar bezahlte und Kulkiew nur so gefällig war, sie mit zu genießen, verdient bemerkt zu werden.

Rosaura erschien überall mit ihrer Mutter in den Logen im ersten Range. Sie zeigte sich gerne, um vielleicht Zahlheim und seinen Freunden, vorzüglich aber der Jungfer Ludmilla Fogger, glauben zu machen, daß Rosaura sich über den Verlust eines erbärmlichen Wichtes zu trösten wisse.

Was in Rosaura's Innerem vorging, wir haben es nicht zu bezeichnen. Vielleicht würde sie ihre Lage nicht so schwer empfunden haben, wenn der Mann, der ihr Gatte werden sollte, nicht gar so bornirt und zurückstoßend gewesen wäre; wenn aber Herr Kulkiew nur den Mund öffnete, so empörte sein ungereimtes Geschwätz. Wenn Rosaura unwill=

kürlich erinnert wurde, wie anziehend Zahlheim sprach, auf welche Weise er seinen Empfindungen Worte zu verleihen wußte, und dann dieser rohe, ungebildete Trödler, der nichts verstand, als von Ellen, Pfunden und Maßen zu reden, ja dann härmte sich freilich Rosaura unendlich, weil ein gescheides Weib nichts mehr anekelt, als ein Dummkopf.

Der Wunsch, Rosaura einmal recht zerstreuen zu wollen, brachte wieder die Redoute ins Gedächtniß, und die Vorbereitungen zu dieser nahmen ihren Gang.

* * *

Wir kehren zu Zahlheim zurück.

Wir haben ihn verlassen, nachdem er den gemeinen Diebstahl begangen, leider müssen wir ihn noch ins Auge fassen und beobachten, wie er immer tiefer sank und einem noch entsetzlicheren Verbrechen in die Arme fiel.

Wir haben uns die Aufgabe gestellt, zu zeigen, wie ein Mensch, welcher einmal von der Bahn der Rechtlichkeit abweicht, durch böse Gesellschaften, Leichtsinn und tolle Leidenschaft immer tiefer sinken müsse, und am Ende den Boden total unter seinen Füßen weichen sehe, der ihn in den Abgrund der Hölle stößt. Ohne den Lesern die Moral dick aufzustreichen, haben wir doch eine wahrhaft moralische Erzählung geschrieben, und namentlich leidenschaftlichen Spielern einen Spiegel vorgehalten, der sie mit Abscheu erfüllen muß und sie sicher mehr vor ihrem Treiben erschrecken läßt, als die oft nichtssagenden breiten Tiraden, die man hier und da zu lesen bekommt.

* * *

Als Zahlheim, mit seinem Raube belastet, wieder nach der Stadt zurückkehrte, war es sein erstes Geschäft, bei Jacob Stark »selige« Witwe, einer im großen Michaelerhause damals bestandenen Wechselstube, die gestohlenen Obligationen in bâres Geld umzusetzen.

Zahlheim wendete sich an die »selige« Witwe selbst, welche natürlich noch nicht selig war, weil sie noch lebte, und nur ihre Firma mit diesem Unsinn zieren ließ, der noch heut zu Tage gedruckt und geschrieben wird, weil gewisse Kaufleute die einzigen gebildeten Leute sind, welche sich berechtigt glauben, Unsinn: Kaufmanns-Styl zu nennen.

Die »selige« Madame Stark wurde ersucht, die Obligationen in Ducaten auszuwechseln, die 242 fl. in Thalern und Zwanzigern ebenfalls in Ducaten, wofür sie denn ungefähr fünf Röllchen, jedes mit hundert Ducaten, gab und eine ganz unbedeutende Provision in Abrechnung brachte.

Zahlheim war wieder an Gold schwer, welches ihm das Herz leicht machte.

Er ging nach seiner Wohnung.

Er schloß sie auf.

Die bisher gleichsam als eine Gefangene bewahrte Ludmilla kam ihm entgegen.

»Endlich bist Du da!« rief sie. »Hättest Du mir nicht die fünfzig Ducaten zurückgelassen,« sagte sie, »würde ich sehr viel Langeweile gehabt haben, so aber vertrieb ich mir mit dem Zählen die Zeit. Ich zählte die Ducaten gewiß hundertmal.«

»Da hast Du noch eine Summe Ducaten,« sagte er, »zähle diese auch!«

Er brach die Goldrollen auf und schütterte sie in einen Haufen vor ihr hin.

»Ach mein Gott, ist das viel!« sagte Ludmilla.

»Dies habe ich von einem einzigen meiner Freunde bekommen,« betonte Zahlheim, »von einem Menschen, der die besondere Eigenschaft hat, daß er mehr Geld besitzt, als er der Welt glauben macht. Gewöhnlich machen sich die Leute reicher als sie sind. Diejenigen, welche sich Reichthümer anlügen, die sie nicht besitzen, sollten eigentlich gezüchtigt werden. — Nicht wahr, Ludmilla?«

Ludmilla fühlte wohl die Anspielung, aber sie bezog sie nicht auf sich.

Sie war ganz arglos.

»Mußt Du dieses Geld wieder zurückerstatten?« fragte Ludmilla.

»Zurückerstatten?« fuhr Zahlheim auf. »Da müßte ich ein Narr sein!«

»Du darfst es also behalten?«

»Ich werde mir die Freiheit nehmen.«

»Und kannst Du nicht bei Gericht belangt werden, wenn Du es nicht wieder gibst?«

»Unmöglich. — Ich werde Dem, von dem ich das Geld habe, schon den Mund verschließen.«

»Du weißt gewiß recht viel Schlechtes von ihm?«

»Sehr viel Schlechtes!« betonte Zahlheim.

»Du hast ihn in der Hand?«

»Ich werde ihn in die Hand bekommen!«

»Jetzt weiß ich's von wem dies Geld ist! — Von Tessin!«

»Nein, aber von eben einer solchen Bestie wie Tessin!«

»Heiliger Rochus!« sagte Ludmilla, »so gibt es doch nichts als schlechtes Volk auf der Welt.«

»Wie steht es mit unserm Mittagessen? Ich habe Hunger.«

»Prächtig! Wir verzehren das, was uns von gestern Abend überblieb. Ich mache Feuer in der Küche; ich wärme den Hasen, den Capaun, wir haben noch für einen Abendtisch, so viel ist da!«

»Ich muß mich an das Aufgewärmte gewöhnen, wenn ich Dich heirate. Sei es! Gehe in die Küche! Ist noch Wein da?«

»Wein im Ueberfluß! Sogar Champagner!«

»Mach' fort, ich befürchte Visiten.«

Ludmilla ging in die Küche und schickte sich an die Speisen zu wärmen.

Zahlheim ging mit großen Schritten im Zimmer umher.

»Wenn sie nie davon sprechen würde,« sagte er, »in ihre Wohnung auf den Spittelberg zurückkehren zu wollen, meinethalben, dann könnte sie noch . . .«

Er unterbrach sich.

»Zum Teufel!« sagte er, »ich darf ja nicht unterlassen, die Schlüssel wieder in den Strickbeutel zurück zu bringen. — Sie wird sie doch nicht vermißt haben! — Nein, denn der Beutel liegt noch an seiner alten Stelle.«

Er practicirte die Schlüssel wieder in den Beutel.

Kaum war dies geschehen, so trat Ludmilla aus der Küche in das Zimmer.

»Weißt Du, daß wir auch noch von dem Ragout haben, das Du gestern bringen ließest? — Du wirst das Ragout nicht wollen, aber ich werde es essen.«

»Geh' nur und mache keine überflüssigen Fragen. Tummle Dich!«

»Ich tummle mich ohnehin. — Mich drängt es nach Hause zu gehen und mir Wäsche zu holen, dann habe ich noch Allerlei zu besorgen, der Hausmeisterin Aufträge zu geben, und auf dem Retourwege muß ich meine Tante besuchen.«

»Du wirst keine Miene machen, von hier fortzugehen!« erwiederte Zahlheim ernst und strenge. »Versuchst Du es, so magst Du bleiben, wo Du bist! — Unsere Heirat geht zurück! ich sehe Dich nicht wieder.«

»Aber Du bist kindisch! — Ich muß doch nach meinem Eigenthume sehen?«

»Du hast dein Eigenthum unter Schloß und Riegel! Wie wäre es denn, wenn Du verreist wärest?«

»Dann hätte ich mir mehrere Kleider, viel Wäsche und meinen Schmuck mitgenommen.«

»Besitzest Du auch Schmuck?« fragte Zahlheim.

»Freilich! Von meiner Mutter, feinen englischen Stahlschmuck.«

»Stahlschmuck? — Solch' werthloses Zeug!«

»Dann Ohrringe aus Gagath!«

»Wie, solchen Quark nennst Du Schmuck?«

»Er ist von meiner Mutter.«

»Mir gleichgiltig. — Ich lasse Dich dieser Lappalien wegen nicht fort.«

»Und ich muß fort.«

»Ludmilla, ich beschwöre Dich, denke nicht ferner daran, deine Wohnung zu betreten.«

»Was hast Du?«

»Wenn Dir dein Leben lieb ist, so bleibe bei mir!«

»Mein Leben? Droht denn das Spaliermacherhaus einzustürzen?«

»Das nicht, aber . . .«

»So sprich, was ist's?«

Zahlheim faßte sich.

»Ich bin eifersüchtig!« antwortete er.

»Eifersüchtig! — O Du Engel!«

»Man hat mir gesagt, daß Du vor Jahren mit einem Italiener ein vertrautes Verhältniß hattest.«

Ludmilla erschrack.

»Wenn Du mit diesem Italiener,« fuhr Zahlheim in parodistischer Exaltation fort, »eine Zusammenkunft hättest, wenn ich der Düp meiner Leidenschaft würde?«

»Ein Dieb? Was nicht noch!«

»Wenn dieser Italiener Dich mir abwendig machte!«

»Um diesen laß' Dir kein graues Haar wachsen, dieser Hallunk sitzt schon lange auf dem Spielberg. — Er hat mich beraubt, ich hab' ihn gerichtlich verfolgt; er wurde verhaftet; nun hat er seinen Lohn!«

Es wurde geklopft.

Ducati trat ein.

»Ich muß Sie doch besuchen,« sagte Ducati, »alle Welt sagt mir, daß Sie heiraten! — Ich glaube, Sie sind nicht bei Sinnen! — Ihre Freunde betrüben sich darüber bis zum Tode! — Man erzählt, Sie heirateten, um ein Vermögen zu erhalten.«

»Ich läugne es nicht, daß ich eine reiche Frau nehme. Hier, Jungfer Ludmilla Fogger, meine Braut.«

»Ergebener Diener!« sagte Ducati, »Mamsell Fogger! — Richtig! Ich habe ja die Ehre Sie zu kennen, habe Sie nur lange Zeit nicht gesehen! — Gerechter Himmel, sind Sie aber alt geworden! — Zahlheim, diese Jungfer könnt' Ihre Frau Mutter sein!«

Ludmilla erbebte.

»Erlauben Sie, Herr Ducati,« sagte sie, »Sie sind impertinent!«

»Impertinent! Sie sind impertinent und zwar impertinent alt! — Wollen Sie's etwa läugnen, daß Sie alt sind? — Als ich Sie kennen lernte, waren Sie vierzehn Jahre, da wohnten Sie im »blauen Haus« hinter der Grenadiercaserne, in der Kothgasse. Bald hierauf zogen Sie aus. Sie zogen mit Ihrer Mutter in die Stadt, in die Wallnerstraße, da wohnten Sie sieben Jahre, haben wir 21 Jahre; dann wechselten Sie Ihr Quartier und logirten »Wo die Kuh am Bret spielt,« zunächst der Universität, da logirten Sie 11 Jahre, haben wir 32 Jahre; dann zogen Sie auf die Hohebrücke vis-à-vis der Schneiderherberg; da gefiel es Ihnen gar gut! Sie blieben da 13 Jahre, macht 46; und wie lange logiren Sie jetzt im Spaliermacherhaus? — Gerechter Himmel, eine kleine Ewigkeit! — Das Facit ist. daß Sie lieber an die Fußwaschung als an eine Hochzeit denken sollen.«

Ludmilla wurde dunkelroth im Gesichte.

»Sie Unverschämter!« schrie sie. »Sie lügen mir hier die abscheulichsten Sachen vor! Nie habe ich in der Gegend der Schneiderherberge gewohnt! — Dreizehn Jahr haben Sie mir in meinen Lebenslauf hineingelogen, von welchen ich keine Stunde existirt habe! — Doch warten Sie, jetzt geh ich nach Hause und hole meinen Taufschein. Diese schändliche Verleumdung lasse ich nicht auf mir.«

Sie griff nach ihrem Strickbeutel und wollte eilig fort.

Zahleim sprang an die Thüre und ließ sie nicht hinaus.

»Da bleibe!« befahl er ihr. »Ich glaube es ja nicht, daß Du alt bist!«

»Aber Er, der Niederträchtige, glaubt's, und ist im Stande und erzählt dies in seinem elenden Kaffeehaus allen schlechten Leuten. — Ich zur Fußwaschung! das ist himmelschreiend!«

»Herr Ducati scherzte nur,« bemerkte Zahlheim.

»Nein, es ist mein bitterster Ernst,« erwiederte Ducati, »und so lange mir die Jungfrau nicht ihren Taufschein zeigt, werde ich aller Welt sagen, sie sei 57 Jahre alt.

Ludmilla sah in einem fort nach der Thüre und suchte nur Zahlheim davon weg zu bringen, um zu entwischen.

»Bleib da! In drei Teufels Namen bleib da!« tobte Zahlheim, »und wenn Du 97 Jahre alt bist, so heirate ich Dich, Herrn Ducati zum Trotze.«

Ludmilla weinte vor Wuth.

»Ich bin gar nicht alt, ich bin jung, blutjung,« heulte sie, »und noch jünger als ich bin, ist mein Herz!«

»Hören Sie mir mit Ihrem Herzen auf!« lachte Ducati. »Das ist schon so überspielt wie die Trapplirkarten aus dem Fleischhackerbierhaus auf dem Lichtensteg. — Meinetwegen seien Sie jung, aber fühlen Sie auch wie eine junge Person; Sie sind aber eine alte geizige Katz' und vergönnen Ihrem künftigen Manne eben so wenig Etwas, als Sie sich etwas vergönnen, und deshalb bin ich vorzüglich gegen diese Heirat. — Wird Zahlheim Ihr Gatte, so fallen alle seine Freunde von ihm ab; diese Freunde haben mich beauftragt, ihm zu sagen, daß sie ihm 25,000 fl. zusammenschießen und sie ihm auf die Hand geben, wenn er ledig bleibt. Heraus ist es, was ich hier wollte! — Jetzt leben Sie wohl! Holen Sie Ihren Taufschein, radiren Sie ihn;

machen Sie aus dem 57ger einen 37ger! Wenn Ihnen der Zahlheim seine Hand reicht, so bedaure ich ihn, ob Sie jetzt 57 Jahre oder nur 17 Jahre alt sind. Ich wünsch' guten Appetit!«

Er ging.

XIV.

Ein Champagnerrausch.

Als Ducati fort war, sperrte Zahlheim die Eingangsthür zu seiner Wohnung ab.

»Ich werde Dir's vertreiben, mir deines albernen Taufscheines wegen entwischen zu wollen,« sagte er zu Ludmilla. »Laß die Worte dieses abscheulichen Menschen bei einem Ohre hinein-, bei dem andern hinausgehen.«

»Meine Ohren sind kein Durchhaus. Was da hineindringt, das bleibt sitzen!«

»Gut, so laß es sitzen und beeile Dich, daß Du selbst zum Sitzen kommst, zum Sitzen an den Mittagstisch! — Die Speisen werden vielleicht völlig geröstet sein. — Bringe sie herein, ich bin martialisch hungrig. Du nicht auch?«

»Ich kann nichts essen. Ich kann vier Wochen nichts essen! — Ich kann nicht ruhig sein, bis ich dem schlechten Menschen meinen Taufschein unter die Nase gehalten habe. Da Du mich nicht allein in meine Wohnung gehen läßt, so gehe Du des Nachmittags mit mir! — Jetzt will ich die Speisen holen.«

Sie ging in die Küche.

Zahlheim sprang unwillig von seinem Stuhle auf.

»Der verfluchte Kaffesieder hätte wegbleiben können,« sagte er. »Als ich ihn ersuchte, in der Weise mit Ludmilla zu sprechen, wie er es gethan, da wußte ich noch nicht, daß mir der Griff in ihre Casse so bald gelingen, noch weniger wußte ich, daß sie sobald daraufdringen würde, ihr Quartier wieder besuchen zu wollen. — Nun habe ich keine Ruhe mehr vor ihr. Jede Minute wird sie fort wollen, den Taufschein zu bringen und sich gegen Ducati zu vertheidigen. — Ich kann mich nun nicht mehr entfernen von ihr, und wenn ich sie auch einschließe, so ruft sie dem ersten Besten, der am Hause vorübergeht, vom Fenster zu: er möge ihr den Schlosser senden und die Thür aufsperren, den Schlosser, der noch dazu knapp nebenan wohnt. Dieser meiner verzweiflungsvollen Lage muß ich ein Ende machen; entdeckt sie den Diebstahl und alarmirt sie die Hausmeisterin, dann entdeckt diese, daß ich in dem verfluchten Quartier war, und Ludmilla bringt mich auf den Spielberg, wie den Italiener!«

Ludmilla deckte den Tisch und brachte die Speisen herein.

Zahlheim's Verstimmung wuchs mit jeder Minute.

Ludmilla legte ihm vor.

Er rührte keine Speise an und brütete unaufhörlich.

Er schenkte sich Wein ein.

Er stürzte ein Glas um das andere hinunter.

»So iß doch auch,« sagte Ludmilla; »zuvor hast Du nur vom Essen gesprochen und nun ist das Essen da, ein sehr gutes Essen, und Du genießest keinen Bissen, sondern trinkst, als wenn Du Dich betäuben wolltest. Hörst Du mich nicht? — Du sollst nicht so entsetzlich trinken; Du schlingst den Wein in Dich hinein wie ein Trunkenbold.«

»Laß mich,« versetzte Zahlheim, »ich will mich so be-

trinken, daß mich ein Schlagfluß rühren soll — dann hindere ich Dich nicht mehr, mich zu verlassen.«

»Gut! — Wenn Du mir versprichst, Dir keine Krankheit oder gar den Tod an den Hals zu saufen, wenn Du ordentlich zu Mittag speisen willst, so gelobe ich Dir zu bleiben. Ich gehe nicht fort.«

»Dein Ehrenwort hierauf!«

»Mein Ehrenwort!«

»Ach, mein Gott, sei mir gnädig!« rief Zahlheim.

Er sprang auf, umarmte Ludmilla und schwere Thränen rollten ihm über die Wangen.

»Bist Du schon betrunken?« fragte Ludmilla. »Warum rufst Du: Mein Gott, sei mir gnädig!«

Zahlheim schwieg.

»Entweder hast Du einen Rausch oder Du bist wahnsinnig.«

»Du gehst nicht in deine Wohnung?«

»Nein, sage ich Dir, da es Dich so beunruhigt.«

»Nie, nie mehr?«

»Droht mir denn ein Unglück in meiner Wohnung oder ist mir eines widerfahren?«

»Ich weiß nichts,« heuchelte Zahlheim, der seine Fassung zu gewinnen suchte. »Trinke! — Laß uns heiter sein!«

»Ich wäre gewiß heiter, wenn der schändliche Ducati mich nicht so abscheulich beschimpft hätte!«

»Narrheit! Wenn er mir sagte, daß ich Methusalems Alter erreicht, so lache ich ihn aus.«

»Du bist ein Mann! Willst Du mich über die Verleumdung, welche der schändliche Mensch über mich ausstieß, beruhigen, willst Du mir beweisen, daß Dich meine

Jahre nicht abschrecken, mich zu heiraten, so gehe morgen mit mir zum Pfarrer zu den Schotten, wir melden uns zur Trauung. Wir können noch diesen kommenden Sonntag copulirt werden; wir lassen uns einmal für dreimal öffentlich verkündigen; wir heiraten am Faschingsonntage.«

»Da heiraten die Narren!«

»Ich werde heute noch närrisch, wenn Du nein sagst.«

»Gut! — Ich gehe mit Dir morgen Früh zum Pfarrer.«

»Dazu muß ich aber meinen Taufschein haben.«

»Fängst Du schon wieder an?«

»Gut, so gehe ich ohne Taufschein; doch wirst Du Dich überzeugen, daß uns der Pfarrer nicht einschreibt, wenn Du dein Anstellungsdecret, und deinen Taufschein und ich den meinigen nicht mitbringe.«

Es wurde an der Thür gepocht.

Ludmilla wollte öffnen.

»Möchtest Du entwischen?« sagte Zahlheim. »Hier bleibst Du! Ich werde öffnen.«

Zahlheim ging an die Thür und schloß auf. Es war der Kellner von den »drei Hackeln«.

Er begehrte das Geschirr.

Zahlheim folgte es ihm aus.

»Heute Abend,« gab Zahlheim an, »bringst Du noch ein besseres Souper als gestern, noch mehr Wein: Rheinwein und Champagner! — Die Zeche bezahle ich sogleich und auch Dir dein Tringeld!«

Zahlheim kehrte zu Ludmilla zurück.

»Ich war ein Thor,« sagte er. »Meinen Wahlspruch hatte ich bisher vergessen: »Man lebt nur einmal!« sagte ich immer; ich wähnte am Spieltische zu leben; ich komme

zu mir, in den Armen eines holden Weibchens zu leben, das heißt leben!

»Stoß an, Ludmilla, Champagner haben wir noch vollauf, wenn Du auch wieder wie gestern deine Besinnung verlierst, dein Schlaf wird dafür desto angenehmer sein. Morgen Vormittag stehen wir schon im Kirchenbuche und da Fasching ist, so gehen wir nächsten Donnerstag in die Redoute.«

»Ich war mein ganzes Leben noch in keiner Redoute.«

»O, da hast Du nur halb gelebt. Ueber einen Ball in der Redoute geht nichts. In dem Maskengewühle, bei der herrlichen Musik, bei dem Glanze von tausend und wieder tausend Kerzen, bei dem Leben und Weben von zahllosen Reihen geputzter Damen und eleganter, fröhlicher Herren da wird einem das Herz weit! Die Redouten sollen leben!«

»Ich werde nicht hingehen,« entgegnete Ludmilla. »Ich habe keine modernen Kleider.«

»Wir gehen beide maskirt, Du in rosenfarbenem, ich in schwarzem Domino! Ludmilla, man lebt nur einmal, in der Redoute lebt man am schönsten! — Du wirst Dich überzeugen!«

»Du bist ein Mensch, der sich in lauter Extremen gefällt. Vor einer Stunde warst Du ein Kopfhänger, jetzt hängt der Himmel wieder voller Geigen; vor einer Stunde riefst Du aus: Gott sei mir gnädig! jetzt schwelgst Du in irdischen Freuden!«

»Wie es mir anfliegt! — Ich weiß selbst nicht wie dies kommt. Vor einer Stunde wäre ich gerne gestorben, jetzt möchte ich um keine Seligkeit von hinnen.«

»Ist Dir vielleicht eingefallen, daß deine Freunde Dir fünfundzwanzigtausend Gulden widmen, wenn Du mich

nicht heiratest; hast Du Dir plötzlich vorgenommen, ihnen zu folgen?«

»Hast Du nicht mehr Geld, als Du angibst? Sag' mir es ehrlich, wie viel besitzest Du? — Morgen lassen wir uns als Braut und Bräutigam einzeichnen, heute sage mir offen, was bringst Du mir zu?«

»Sechzigtausend Gulden,« antwortete Ludmilla.

»Du lügst!« schrie Zahlheim wild auf und warf das Champagnerglas an die Wand, daß die Scherben herumsprangen. »Du lügst!! Du bist eine Bettlerin, Du willst mich blos in deinem Netze haben, und willst dann, wenn ich einmal dein Mann geworden, mich um Verzeihung bitten, daß Du mich betrogen!«

»Zahlheim, welche Gedanken! Zahlheim, wer setzte Dir solche Dinge in den Kopf?«

»Bekenne, Betrügerin!«

»Ich besitze sechzigtausend Gulden.«

»Du lügst! — Wo hast Du sie?«

»Zu Hause, in meinem Schranke!«

»In verborgenen Fächern?«

»Ja, ja,« hauchte Ludmilla. »Allmächtiger Gott,« sagte sie für sich, »was ist da vorgegangen?«

Wie ein Blitzstrahl zuckte es ihr durch's Gehirn, daß ihr die Schlüssel geraubt wurden.

Sie sprang auf.

Sie suchte ihren Strickbeutel.

Sie fand die Schlüssel.

Sie athmete auf.

Zahlheim, vom Weine betäubt und von der Aufregung überwältigt, sank vom Stuhle.

»Er ist betrunken,« sagte sie und eilte ihm zu Hilfe.

XV.

Ein entsetzliches Ereigniß.

Von der Familie Legler, von Judith und Tessin hat der Leser bis jetzt nichts weiter erfahren, als daß die Familie Legler und Judith, durch die Flucht eines der gefährlichsten Menschen in tiefe Bekümmerniß versetzt, irgend einen neuen Schurkenstreich des verwegenen Mannes befürchteten.

Judith vermochte sich am wenigsten der Angst zu entschlagen, nächst ihr zitterte Bourg vor der Rache des Ruchlosen am meisten.

Der alte Legler meinte, Tessin werde den rothen Hahn auf das Fleischhauerhaus stecken, und dieses Bubenstück in der Nacht ausführen. — Von einer Brandlegung war jedoch keine Spur. Legler ließ Tag und Nacht sein Haus bewachen, zu allen Stunden die Ställe, die Schupfen, die Hausböden visitiren; es zeigte sich nichts Feuergefährliches im ganzen Gehöfte, von einer Brandlegung keine Spur.

Aber von Tessin war ebenfalls keine Spur.

Vergebens strengten die Behörden ihre Nachforschungen an. Vergebens wurde seine Wohnung bewacht, wenn er etwa dahin zurückkehren sollte; das Gericht ging sogar so weit, einen eigenen Aufsichtsposten dahin zu beordern; — vergebens forschte man nach Tessin in allen Einkehr- und Gasthäusern.

Es war nicht möglich ihn aufzufinden.

»Er liegt vielleicht im Spital!« bemerkte der alte Legler; »ich habe ihm die Hand, wenn auch nicht gebrochen, doch gelähmt. Er wird sich heilen lassen, und ist dies geschehen, dann wird er erst wieder thätig sein, sein Müthchen zu kühlen.«

Diese Aeußerung führte auf eine neue Fährte.

Sebastian begab sich nach dem Spitale der »Barmherzigen Brüder« in der Leopoldstadt, als dem der Weißgärbervorstadt zunächst liegenden Krankenhause.

Er fragte nach dem Namen.

Der Oberkrankenwärter fand diesen Namen nicht in seinem Protocolle.

Sebastian bezeichnete diesen Mann.

Man erkannte ihn aus der Beschreibung.

Wirklich war Tessin hier; er hatte sich nicht nur seine ausgerenkte Hand einrichten, sondern auch andere Verletzungen, die er davongetragen, heilen lassen, und als dies halbwegs geschehen, machte er sich wieder davon, den hochsinnigen Brüdern der Barmherzigkeit nicht einmal für ihre Pflege dankend.

Die menschenfreundlichen Brüder wußten über Tessin keine andere Nachweisung zu geben, als daß er mit einem Manne, der ein Marqueur im »Hugelmann'schen Kaffehhause« war, und eines Beinbruches wegen im Spitale lag, sich ununterbrochen unterredete, und diesen, der von Spielhäusern viel zu erzählen wußte, nach der Bank, die im Amphitheater statt fand, erkundigte und eine Schilderung der Spieler verlangte, welche dort zusammen kamen.

Legler ließ sich an das Leidenslager des Marqueurs

führen, aber dieser wußte auch nichts Anderes zu berichten, als was so eben gesagt wurde.

Wie ein Lichtstrahl in der Nacht leuchtete es in Sebastians Kopf, daß der nichtswürdige falsche Spieler den 29. Jänner nicht versäumen werde, an welchem bei Stadelmann das große Pharospiel stattfinden werde.

Schon wollte er die Behörden hievon in Kenntniß setzen, da fiel ihm aber ein, daß er bei diesem Anlasse zum Verräther seines Freundes Stadelmann werden und das verbotene Hazardspiel gleichsam denunciren müsse; er beschloß daher in der Spielstunde um Mitternacht allein hinzugehen und Tessin zu ergreifen, der ihm dann gewiß nicht mehr entrinnen solle.

Sebastian ging nach Hause und theilte seine Vermuthungen seinen Eltern, dann Judith und Bourg mit.

»Gehen Sie nicht allein hin!« flehte Judith. »Er hat gewiß wieder einige Fläschchen Vitriol in der Tasche, welchen er Ihnen in die Augen spritzt, wenn Sie sich ihm nahen, oder er hat einen Dolch, ein Paar Pistolen in der Brusttasche, die ihm dienen sollen, sich zu befreien.«

»Ich hänge eine dicke »Bunda« über die Schulter, nehme einen schwarzen Kinn- und Schnurbart, setze einen Czikoshut auf und gebe mich für einen ungarischen Ochsenhändler aus. So stelle ich mich neben Tessin, bis ich meinen Vortheil erspähe, dann packe ich ihn. Stadelmann wird mich unterstützen, dem ich vorher sagen werde, was ich mit dem Schurken vorhabe.«

»Ich gehe unter einer ähnlichen Verkleidung mit Dir,« sagte der Vater. »Wir wollen ihn zu gleicher Zeit ergreifen. Das Erste sei, daß wir ihm die Hände binden, dann kann

er ein Pfund Vitriol und ein paar Pfund Schießpulver im Sacke haben, er wird nichts damit ausrichten.«

Der Plan wurde noch genauer verabredet; der 29. Jänner fiel gerade an diesem Tage.

Die Familie Legler und Bourg freuten sich auf die diesen Tag begleitende Nacht.

»Ich weiß nicht,« sagte Judith, »welche entsetzliche Furcht mich beschleicht. Es ist mir als wenn diese Nacht ein entsetzliches Unglück geschehen müsse, und ich beschwöre Sie daher, beide Herren Legler, gehen Sie nicht hin; begeben Sie sich nicht in eine Gefahr, welche — wenn Tessin wirklich so unvorsichtig sein sollte, den Spielsaal im Hetzgebäude zu betreten — gewiß überaus groß sein wird, denn schlau, boshaft und argwöhnisch wie er ist, läßt er sich seine Gefangennehmung gewiß theuer bezahlen; dann glaube ich nicht, daß er zu spielen im Stande sein wird; nicht wegen seiner Hand, die mag geheilt sein, er besitzt aber kein Geld zum Spiele, um Bank zu halten, was er beabsichtigt, durchaus nicht. Sein Geld hat er in seinem Hause, und sein Haus vermag er nicht zu betreten, ohne verhaftet zu werden.«

»Er habe kein Geld, besorgen Sie, Judith?« entgegnete Sebastian, »Geld genug! — Hat er nicht Freunde, falsche Spieler gleich ihm, an welchen Wien reich ist? Ducati leiht Tessin zu jeder Zeit Geld so viel er will, und solche Leute wie Ducati kennt der Elende noch ein Dutzend.«

»Mir pocht das Herz,« klagte Judith, »als ginge man mir ans Leben.«

»Sie werden doch keine Angst um den Gemal haben?« rief Frau Legler. »Mir scheint, Sie haben noch immer eine

heimliche Neigung zu dem Hallunken? — Haben Sie vergessen, daß Sie jetzt schon kein Gesicht mehr hätten, daß Ihnen der Vitriol die Nasen und die Augen ausgefressen, daß Ihre Wangen schon wie ein Sieb aussehen würden, wenn Sie Gott nicht beschützt hätte?«

»Alles wahr! Tessin ist ein Scheusal, aber ich führe seinen Namen und kann doch nicht jubeln, wenn dieser Name gebrandmarkt wird.«

»O ich bitte Sie,« erwiederte Frau Legler, »wir haben in unserer Vorstadt eine Hebamme, ihr Mann ist vor zwei Jahren auf der Gänsweide gehängt worden und sie lebt doch noch! In diesem Fasching heiratet sie sogar noch einmal, und kriegt dann einen schönen Namen, einen schönern, als sie jetzt hat. Bisher hat sie Madame Silberthalerin geheißen, zunächst heißt sie Goldbergerin; ein Goldberg wird mir doch lieber sein als ein Silberthal!«

Judith vermochte sich von ihrer Angst nicht zu befreien, so überzeugend und einleuchtend ihr auch Vater Legler, Sebastian und Bourg darstellten, daß sie bei einem Gatten wie Tessin, wenn auch nicht so bald, doch ganz gewiß in nächster Zeit Schande und Kränkung erleben müsse.

»Das will ich zugeben,« versetzte Judith, »aber gewiß nicht durch persönliche Veranlassung; dies ist es auch, was mir das Herz so beschwert!«

Sebastian entfernte sich auf einige Zeit, um Stadelmann zu instruiren, und kam dann bald mit dem Bescheide zurück, daß der Hetzmeister vollkommen einverstanden sei, einen so entsetzlichen Menschen wie Tessin bei ihm zu ergreifen, aber ja nicht vor zwei Uhr Morgens, weil er Tessin,

der kurz vorher bei ihm gewesen sei und ihm die Zusicherung abgenommen habe, von zwölf bis zwei Uhr Bank halten zu können, in welche er eine Summe von zweitausend Ducaten und zwanzigtausend Gulden in Bancozetteln einlegen werde.

»Ich fragte Stadelmann: Ist denn Tessin schon wieder geheilt? Trägt er nicht den rechten Arm in einer Binde?

»Ich habe nichts bemerkt,« versicherte Stadelmann.

»Hierauf entfernte ich mich,« sagte Sebastian. »Jetzt heißt es dann den Schlaf verkaufen und aufbleiben vielleicht bis morgen Früh, denn wenn der Vater und ich den abscheulichen Menschen der Polizei überliefern, so haben wir gewiß drei Stunden zu thun, bis wir alle seine Schandthaten zu Protocoll geben und ihn gehörig schildern.«

Der Abend war indeß hereingebrochen, eben so bald die Stunde, an welcher die Familie das Nachtmahl einnahm.

Judith vermochte sich nicht von ihrer Bangigkeit zu befreien, so viele Mühe sich auch die Gesellschaft gab, sie zu erheitern, und vorzüglich Bourg durch Mittheilung verschiedener Tagsneuigkeiten, Bonmots, an welchen Wien immer reich war, durch amusante Geschichten und Anecdoten die arme Leidende zu einigem Lächeln zu bringen suchte.

Endlich schlug es halb zwei Uhr, Legler und Sohn warfen sich in ihre Verkleidung und traten ihre Wanderung an.

Judith suchte noch einmal die beiden Legler zurückzuhalten, aber diese beharrten auf ihrem Entschlusse; Judith mahnte nun noch einmal zur Vorsicht.

Vater und Sohn lachten über Judiths Besorgnisse.

»Ich müßte mich eigentlich am meisten fürchten,« bemerkte die Frau Fleischhauerin, »weil ich Vater und Sohn in die Schlacht gehen sehe; aber mit einem solchen Feind werden sie ohne Gefahr kämpfen. Kommen Sie, Judith, legen wir uns schlafen; wenn Sie morgen aufstehen, lasse ich einen Courier einreiten über den glücklich errungenen Sieg.«

Die beiden Legler verließen das Haus.

Judith betete, und als die Fleischhauerin die arme junge Frau beten sah, betete sie unwillkürlich mit.

Frau Legler erinnerte Judith abermals, sich zur Ruhe zu begeben, diese aber blieb standhaft dabei, sie wolle wach bleiben, bis Vater und Sohn nach Hause zurückkehrten, und Mutter Legler möge die Nacht opfern; sie sei ja ohnehin überzeugt, daß sie nicht schlafen werde.

»Meinetwegen!« sagte die Alte, »ich schlafe dann morgen den ganzen Tag; aber Eines muß ich mir bedingen, der Herr von Bourg muß noch ein Dutzend seiner g'spaßigen Geschichten zum Besten geben. Er bringt seine Schnacken gar so g'schmackig vor.«

Bourg erzählte wirklich viele lustige Schwänke, und die Fleischhauerin lachte, daß sie sich schüttelte.

Plötzlich ertönte auf der Straße ein furchtbares Geschrei.

Man klopfte an drei, vier Hausthore an und fragte ängstlich die Hausmeister.

Die Bewohner der Nachbarschaft steckten die Köpfe aus den Fenstern.

Eine Masse Laternen erschienen auf der Straße.

Das Getümmel nahm zu.

Die Fleischhauerin schob den Schieber ihres Winterfensters hinauf und rief auf die Straße:

»Was ist denn geschehen? Um Gottes willen! Brennt's denn?«

»Wo logirt der Chirurgus?« hörte man rufen.

»Ein Chirurgus!«

»Um Gotteswillen, ein paar Chirurgen oder Barbierer!«

»Ist denn Jemand verunglückt?« fragte die Fleischhauerin.

»Ja, ja, in der Hetz! Hilfe! Hilfe! schnelle Hilfe!«

Judith fiel in Ohnmacht.

Frau Legler, so sehr sie sich eines wahrhaften Phlegmas erfreute, erschrack doch gewaltig.

»Laben Sie diese,« herrschte sie Bourg zu. »Ich wecke meine Leute auf. Ich gehe mit allen meinen Knechten in die Hetz'. Meinem Manne und meinem Sohne hat der Schurke Tessin gewiß jedem den Bauch aufgeschlitzt, weil man Bader und Barbierer braucht. Ich nimm ein Hackl mit und richt' ein furchtbares Blutbad an.«

Sie rannte wie toll in den Hof ihres Hauses und riß an der Weckglocke, aber die Knechte bedurften dieses Zeichens nicht, sie waren schon alle auf den Füßen.

Die Meisterin hielt eine kurze Anrede an ihr zwanzig Köpfe starkes Personal; sie hatte aber kaum die Worte hervorgebracht:

»Euer gegenwärtiger und euer künftiger Herr liegen in

ihrem Blute in der Hetz, wie ein Paar geschlachtete Gemeind'stier!«
als auch schon die Fleischergesellen ihre Messer hervorzogen und wie wüthende Eber zum Hause hinausstürmten.

»Halt's! Wart's! Nehmt's mi mit!« pfnauste die dicke Frau.

Zwei Knechte nahmen sie unter ihre Arme, zwei tauchten von rückwärts an, und so schoben sie das arme geängstigte Weib weiter, wobei dasselbe immer rief:

»Mir nach! mir nach! Und wenn's alle Löwen und Bären auf uns loslassen!«

* * *

Bourg war ebenfalls in Verzweiflung.

Zu einer andern Zeit hätte ihm der Zufall mit einer so schönen, jungen Frau, die bewußtlos in seinen Armen lag, allein zu sein, viele Wonne bereitet, aber in diesem Augenblicke hätte ihm alles Glück, welches ein reizendes Weib zu gewähren vermag, geboten werden können, er wäre gefühllos geblieben.

»Der Schändliche hat sich gerächt!« sagte er, »wer weiß es, ob er nicht schlauerweise die beiden Unglücklichen verlockt, um ihnen in einem finstern Gange ein paar Dolchstiche zu versetzen — nun hat er noch mich zu opfern, o mein Gott! mein Gott, steh mir bei!«

Er schleppte Judith zu einem Sopha, legte sie darauf hin und wollte schon die weiblichen Dienstleute rufen, um sie ihnen zu übergeben und dann entfliehen zu können, als Judith die Augen aufschlug und ausrief:

»Was ist geschehen? Haben sich meine Ahnungen erfüllt? Legler Vater und Sohn sind todt?«

»Ich weiß kein Wort,« antwortete Bourg, »todt glaube ich nicht, aber die Bäuche, höre ich, habe man ihnen aufgeschlitzt. — Wie ich aus dem Tumulte auf der Straße vernehmen konnte, hat man den Chirugen und fünf seiner Subjecte in die Hetze hinunter geführt. Verbandzeug, Heftpflaster, Hautnadeln zum Zusammennähen des Bauchfelles, so hörte ich, mußten sie mitnehmen.«

Judith stieß einen Schrei aus und fiel neuerdings in Ohnmacht.

»Nanni! Lenorl! Sepherl!« schrie Bourg, »kommen's doch zu Hilfe!«

Die Mägde standen vor dem Hausthor und hatten tausend Fragen auszusprechen und tausend Antworten zu erhalten.

Die Mägde hörten nicht.

»Wenn ich nur meinen Hut und meinen Curé hätte,« seufzte Bourg; »es schneit gräßlich; ich erfrier', wenn ich im atlassenen Frack auf die Gasse geh! — Ich zieh' der Fleischhackerin ihren Pelz an, der da auf dem Nagel hängt, und laufe davon!«

Judith erholte sich wieder.

»Herr von Bourg,« rief sie, »was thun Sie? Wollen Sie fort? Nehmen Sie mich mit! ich kann in dem Hause des Jammers, zu welchem ich Veranlassung gab, nicht bleiben. Millionen Vorwürfe würden mich treffen! Wo ist Frau Legler?«

»Fort! Sie will ihren Mann und ihren Sohn rächen.«

»Und mich!«

»Und Sie auch. Ach über uns Beide wird es jetzt kommen! Tessin wird seinen nächsten Weg hieher nehmen, und mein gnädiger Himmel, alle Knechte sind mit der Meisterin fort und das Hausthor ist offen.«

»Fragen Sie doch nach! Ich höre noch immer Lärm auf der Straße.«

Bourg rief zum Fenster hinaus:

»Weiß man noch nichts Näheres von dem Unglück in der Hetze?«

Von außen ertönte die Antwort:

»Zwei sind todt!«

»Zwei? Wer sind denn diese?«

»Dies weiß kein Mensch. In die Hetz' läßt man Niemand hinein. Es traut sich auch Niemand hinein.«

In diesem Augenblicke ertönte neues Geschrei auf der Straße.

Ein Menschenknäuel wälzte sich einher und hielt vor dem Hause.

»Sie bringen die Todten!« ächzte Judith. »Diesen Anblick halte ich nicht aus. Ich entfliehe!«

Sie wollte die Thüre gewinnen.

Da trat die Fleischhauerin, geführt von ihrem Manne und ihrem Sohne, herein.

Sebastian sprang auf Judith zu und umarmte sie.

»Jetzt bist Du mein Weib!« rief Sebastian.

»Der Hallunk ist todt!« jauchzte die Fleischhackerin.

»Wir haben ihm nichts gethan!« versicherte der alte Legler, »wie wir gekommen sind, war es schon aus mit ihm.

Ja wenn wir eine Viertelstunde früher gekommen wären, hätte ihn mein Wastel noch retten können, aber wir kamen zu spät! — Gott hat es nicht anders zugelassen!«

»Tessin todt? Heilige Jungfrau!«

»Ja, der macht keinen »Maungetzer« mehr« (er rührt sich nicht mehr), frohlockte die Mutter.

»Die irdische Gerechtigkeit hätte ihn nicht so bestrafen können, wie die himmlische. Er starb auf gräßliche Weise:

»Die Hunde in der Hetze haben ihn zerrissen. Sein falsches Spiel fand seinen Lohn!«

»Laß mich unserer Judith erzählen, was geschehen ist,« sagte der alte Legler; »ich sage unserer Judith,« setzte er hinzu, »weil sie nun uns, das heißt unserm Wastl gehört, für immer.«

»Ja, ja, erzähle Du,« versetzte die Alte, »Du bist Gerichtsbeisitzer, Du bist ein Redner, ja, der beste Redner in der Weißgärbervorstadt!«

»Als ich und mein Sohn,« hub der Alte an, »in das Hetzhaus eintraten, hörten wir ein furchtbares Bellen aller Hunde, sie schlugen einen Höllenlärm an und verriethen eine Wuth, als wenn sie auf ein Wildschwein gehetzt würden.

»Plötzlich hörten wir Stadelmann's Stimme.

»Er schrie seinen Hetzknechten zu:

»Das Thor schließen! Peter, Michel, Georg! Laßt Niemand hinaus!«

»Wir stellten uns an dem Hirschenstalle auf und sahen mit Entsetzen Tessin durch den Hof laufen und gewiß ein Dutzend Leute ihm nachsetzen.

Tessin sprang kreuz und quer, setzte über eine Planke, noch über eine, seine Verfolger immer hinter ihm her; jetzt kletterte er über eine Bretterwand, gewiß in der Meinung, wenn er diese übersteige, werde er das Freie gewinnen, aber der Unglückliche stürzte auf der andern Seite hinab, und wo stürzte er hin? — In den großen Hundestand, in welchem die wildesten Bestien beisammen sind, die schnell über Tessin herfielen und ihn augenblicklich anfaßten.

»Als Stadelmann diesen Sturz bemerkte, rief er:

»Heiliger Gott! jetzt ist er verloren!«

»Stadelmann riß die Thüre des Hundestalles auf, pfiff, schrie, fluchte unter den Hunden.

»Sie gehorchten ihm nicht.

»Wenn in diesem Stalle die bairischen Fanghunde sind,« sagte Sebastian, »die bösen Hunde, welche Stadelmann von mir erkaufte, so ist Tessin schlechter daran, als wäre er in die Falle des Löwen gerathen!«

»Eine Unzahl Laternen wurden herbeigebracht.

»Alle Hetzknechte drangen in den Stall und rissen die Hunde von ihrem Opfer.

Wastl stürzte hinein und rief den baierischen Fängern zu, abzulassen, allein sie hatten sich so sehr in den jämmerlichen Menschen hinein gebissen, daß Wastl dem größten Hunde mittelst seines Messers die Zähne ausbrechen mußte, und ihn doch nicht von Tessin loszubringen vermochte.«

Judith hörte dieses Alles voll Entsetzen und wimmerte mit tonloser Stimme.

»Die Laternen beleuchteten den gräulichen Schauplatz,« fuhr Legler zu erzählen fort.

»Endlich gelang es Wastl, durch ungeheure Schläge

mittelst eines Stückes Planke, die Tessin in seinem Sturze von der Bretterwand mit herabgerissen hatte, die Hunde dahin zu bringen, daß sie endlich losließen; da lag nun Tessin bereits zerfleischt und todt; der große Hund hatte ihm die Gurgel durchgebissen, andere Hunde die Arme, die Schenkel, die Brust, den Bauch zerfleischt! Wohl kam der Chirurg herbei, aber zu spät — Tessin regte sich nicht mehr.«

»Ich habe selbst einige Bisse im Kampfe mit dem wüthenden Thiere gekriegt,« sagte Sebastian, »aber das große schwarze Ungeheuer habe ich dafür bezahlt, daß es augenblicklich verreckte!«

»Die Veranlassung zu Tessin's Jammer,« fuhr der Alte fort, »war sein falsches Spiel. Er trieb dasselbe im Spielsaale des Hetzhauses so unverschämt, daß mehrere Spieler keinen Gulden mehr im Sacke hatten. Als Stadelmann den Betrüger attrapirte, packte Tessin schnell das gewonnene Geld in einen ledernen Sack.

»Wer kann mir beweisen, daß ich falsch spielte?« sagte er.

»Wir!« donnerten ihm einige zwanzig Stimmen entgegen. »Sie haben noch eine Karte im Aermel.«

»Tessin wollte läugnen, wurde impertinent, und als ihm einer der am meisten in Spielverlust gerathenen Pointeurs, der Brauer von St. Marx, befahl, das Geld augenblicklich zurückzustellen, was er eingepackt, that Tessin, als ob er gehorchen wolle, machte aber einen so gewaltigen Sprung aus dem Fenster, daß alle Spieler vermeinten, er habe sich Arm und Bein gebrochen.

»Die Spieler liefen nun über die Treppe nach dem Hofe, aber der Elende hatte sich schnell wieder aufgerafft und

suchte das Weite. In dem ihm unbekannten Hofraume, in der Dunkelheit und im Schneegestöber, wußte Tessin nicht, wo er sich hinwenden sollte, um zu entkommen. Er irrte nach allen Richtungen umher; seine Verfolger kamen ihm immer näher, und nur die große Finsterniß war Ursache, daß er nicht augenblicklich erhascht wurde. Allein seinem Schicksale sollte er nicht mehr entgehen. Er selbst führte seinen elenden Tod herbei.

»Zu beklagen ist nur Stadelmann, der große Verantwortung hat, allein er wird sich zu retten suchen. Er wird dem Gerichte anzeigen, daß ein Dieb in seiner Cassa habe einbrechen wollen, verscheucht worden, und sich im Hundsstalle habe verbergen wollen.«

»Das Beste ist nur,« versicherte die Fleischhackerin, »daß man das den Spielern geraubte Geld, in dem ledernen Beutel, ganz wohl verwahrt gefunden hat, vor dem Gelde haben die Hunde doch Respect gehabt.«

Judith sank auf die Knie.

Sie betete für die arme Seele des Sünders.

»Beten Sie für diesen Ruchlosen immerhin,« bemerkte die Fleischhackerin, »ich glaube aber, es wird nichts nützen, der schwarze Hund war der Teufel, und der hat ihn geholt!«

Ende des vierten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Bäuerle, Adolf,

Zahlheim ein Wiener Criminalroman

Bd.: 4

Pest [u.a.] 1856